



Berlin, den 21. April 1900.

Phraseologie.

an der Friedrichstraße wurde ein großer Burensieg ausgebrüllt. Das geschieht täglich zwischen sechs und zehn Uhr abends. Diesmal aber war der große Sieg noch größer als sonst. Unter den Osterfremden, so hofften die Händler, gab es gewiß viele Naive, die für ein mit froher Kunde bedrucktes Blatt ein Zehnpfennigstück opfern würden. Auch Berichte über die ersten Lebenstage der pariser Weltausstellung, billige Ausgaben des Bürgerlichen Gesetzbuchs und Postkarten mit den Bildern der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph wurden den Wandelnden angeboten. Die schäßigen Gestalten, die an den Ecken hungern und den Herren bunte Kärtchen zustecken, fehlen natürlich nicht; nebenan, kaum zwanzig Schritte von hier, bedienen festsche Wienerinnen, schneidige Ungarinnen, Abessinierinnen in Originaltracht. So lesen die Fremden auf den Dokumenten berlinischer Hochkultur. Wozu aber erst zwanzig Schritte gehen und für untrinkbaren Bordeaux aus einer norddeutschen Fabrik fünf Mark bezahlen? Der Hunger keuscher Herzen ließ sich bequemer stillen, denn heute war das ganze Bataillon der cytherischen Göttin auf den Beinen. Die neuen Kleider, deren erste Abzahlungsrate bald nach dem Frühlingsfest fällig wird, müssen als Röder dienen. Das wippt und trippelt in einer ununterbrochenen Linie zwischen Linden und Leipzigerstraße. Ein widrig süßer Patchoulidunst in der Luft. Dazu die fürchterlichen Stuckpaläste, die Obstkarren mit dottergelben Stapelapfelsinen, der Bazarkram in den Schaufenstern, die winselnden Streichhölzlerweiber: die Qualen, die

Pierre Loti in diesem Centrum reichshauptstädtischen Lebens erlitten hat, werden in Staub und Drang dem nicht Anästhesirten verständlich. Ich flüchte in ein Kaffeehaus. Da sieht man zwar auch grell bemalten Gips, plumpe Vergoldungen und patriotische Bilder, aber man ist doch wenigstens aus dem Getümmel befreit und kann in Ruhe eine Cigarette rauchen . . . Es giebt Unglückstage. Kaum steht die Ruchschale mit dem als Mocca kredenzten Gebräu vor mir, kaum hat der Kellner einen Ballen öffentlicher Meinung herbeigeschleppt, da erhebt sich am Nebentisch ein Herr, neigt zum Gruß das Haupt und tritt dicht heran. Ein Zeitungspatriot, der mir irgendwo vorgestellt worden war; immer von des vaterländischen Wesens Macht und Herrlichkeit begeistert, immer zu langwierigen Gesprächen gestimmt. Das war eine Katastrophe. Ob er Platz nehmen und seine Chocolade herbeiholen dürfe. Dabei hielt er das Geschirr schon in der Hand. Und sofort öffneten sich auch die Schleißen.

„Die Abendblätter bringen heute nichts Besonderes aus dem Burenkrieg. Jedenfalls sigen die Engländer schön fest und der Einzug in Pretoria wird zu Wasser werden . . . Oder sind Sie anderer Meinung?“

„Meinung? Kann die Strategie der berliner Redakteure eine Meinung schaffen? Die Herren kennen weder den Kriegsschauplatz noch die Kräfte der Kämpfenden; sie sind gezwungen, den von englischen Agenturen verschickten Enten täglich ein Phrasengemüse beizulegen. Die armen Kerle sind zu bedauern. Ich lese ihre Berichte nicht, weiß also nicht, bei welchen Fabeln sie jetzt gerade halten. Die Sache selbst ist ja sehr einfach. Die Buren haben den Krieg begonnen, weil sie auf den Beistand des Deutschen Reiches rechneten, seit dem Telegramm des Kaisers an Herrn Krüger rechnen mußten. Die anderen Gründe, die sie in diesen Glauben trieben, werden eines Tages vielleicht noch bekannt werden. Nun ist aus Deutschlands Beistand nichts geworden, der Kaiser hat seiner Großmutter zu dem Sieg über Cronjes Heer gratuliert und alle Zeichen sprechen dafür, daß man hier um jeden Preis sich Englands Freundschaft zu erhalten wünscht. Wenn nicht wider Erwarten eine andere Großmacht eingreift, werden die Briten früher oder später den holländischen Republiken das Lebenslicht ausblasen. Das ist heute so sicher wie vor sechs Monaten und alles Pressgeschwäg wird daran nichts ändern.“

„Ja . . . Sehen Sie: wir konnten doch nichts machen, weil unsere Flotte zu schwach ist. Gerade deshalb ist es von äußerster Wichtigkeit, daß die neuen Schiffe bewilligt werden. Zum Glück sieht es ja so aus, als stehe eine Einigung mit dem Centrum nah bevor.“

„Das war Ihnen doch wohl nie zweifelhaft?“

„Erlauben Sie! In politischen Kreisen wurde doch sehr lebhaft von der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung gesprochen.“

„Diese ‚politischen Kreise‘, die Ihnen in der Zeitung vorgeschwindelt werden, giebt es gar nicht, geehrter Herr. Wir haben dumme und kluge Politiker. Die Dummen sind natürlich in der Mehrheit und haben gewiß auch in diesem Fall dumm gedacht und geredet. Bei den einigermaßen Klügeren aber bestand niemals ein Zweifel; sie wußten, daß die Schiffe bewilligt werden, wenn nicht eine über das nachgerade gewohnte Maß weit hinausgehende Ungeschicklichkeit begangen wird. Schlaue Mädchen gewähren nicht gleich am ersten Abend dem Werber die äußerste Gunst; sie halten ihn erst eine Weile hin, damit er die Größe des Opfers erkennen und lohnen lerne. Für solche Schlaueheit sind selbst die Dummen im Reichstag noch klug genug. An Englands maritimer Uebermacht wird durch unsere neuen Schlachtschiffe nicht das Geringste geändert. Darum handelt sich auch gar nicht. Wir hätten den Kanalvettern jetzt Schwierigkeiten bereiten können, werden es aber, so lange die heutige Politik fortvegetirt, auch mit einer dreifach verstärkten Flotte nicht thun. Warum? Die Späßen, über die das Auswärtige Amt keine Gewalt hat, pfeifen es von den Dächern. Da an den Schiffen aber viel verdient wird und das Centrum auf die Stimmung der Rheinprovinz und Westfalens Rücksicht zu nehmen hat, wird die Sache gemacht. Wo so große kapitalistische Interessen auf dem Spiel stehen, können nur die kleinsten bourgeoisen Parteien sich den Luxus der Opposition erlauben, weil sie nicht mitzuentcheiden haben. Für die Exportpolitik größten Stils, die erstrebt wird, ist eine Flotte ersten oder mindestens zweiten Ranges ja auch ganz nützlich. Die Hoffnungen auf eine nationale und wirtschaftliche Stärkung der preussischen Ostprovinzen muß man allerdings einsparen; aber die verrufenen Ostelbier arbeiten ja selbst in Flottenbegeisterung. Habeant. Wenn die Bauern sich solche Vertretung ihrer Ansprüche gefallen lassen, dürfen sie sich nachher nicht beklagen. Die Hauptsache ist: die Industrie braucht riesige Staatsaufträge, die auf Jahre hinaus die Krachgefahr mindern. Ihr wäre auch geholfen, wenn das Reich jährlich für achtzig bis hundert Millionen Kohle, Eisen, Stahl und andere Produkte kaufte und ins Wasser würfe. Das würde aber Aergerniß erregen. Und da Schiffe gefordert werden, bauen wir lieber Schiffe, die immerhin doch einmal nützen können.“

„Sie werden sicher nützen. Der Aufschwung unserer Industrie, deren Welt Herrschaft ja unbestritten ist, muß jeden patriotischen Deutschen mit Stolz erfüllen und dafür sind Opfer . . .“

„Sie sind Industrieller?“

„Nein. Jurist.“

„Und doch so hochgestimmt? Es ist ja sehr schön, daß die Deutschen es in der Elektrotechnik, der chemischen und der Textilindustrie und in manchem anderen Gewerbe so weit gebracht haben. Von Weltherrschaft wollen wir nicht reden, so lange unsere ersten Unternehmer nach Amerika gehen, wenn sie keine Maschinen brauchen. Aber die Entwicklung ist erfreulich. Nur weiß ich nicht, worauf wir Beide stolz sein sollten. Wir haben weder die A. E. G. noch die Babiſche Anilinfabrik gegründet, weder die Kernst-Lampe noch den künstlichen Indigo erfunden. Auch die Sozialdemokratie, ohne deren disziplinirende Vorarbeit der industrielle Aufschwung nicht möglich gewesen wäre, haben wir nicht geschaffen. Daß die deutschen Arbeiter für geringeren Lohn mehr leisten als andere, ist nicht unser Verdienst. Und sollen die Franzosen stolz darauf sein, daß sie die besten Schneider, Putzmacherinnen, Bauhandwerker, Juweliere, Gastwirthe und Kellner haben? Die Engländer darauf, daß sie selbst von deutschen Firmen noch immer gesucht werden, wenn es Etwas zu organisiren gilt? Die Arbeitsleistungen der Völker wechseln im Lauf der Zeit. Daß eine Nation durch billiges Angebot auf dem Weltmarkt Erfolge erringt, beweist noch nichts für die Höhe ihrer Gesamtkultur.“

„Na, aber zum Beispiel die Franzosen! Solche Blamage wäre bei uns doch undenkbar. Ich meine die Ausstellung. Nichts fertig. Und diese Geschmacklosigkeiten! Bossische und Tageblatt sind darin einig. Ein wahrer Skandal. Wenn wir mal in Berlin eine Weltausstellung machen . . .“

„Dazu kommt es hoffentlich nie. Erstens ist die Zeit dieser Weltmessen vorbei. Um die industriellen und technischen Fortschritte kennen zu lernen, braucht man sie heute nicht mehr. Und die Reaktion, die der künstlichen Geschäftssteigerung, der Erhöhung aller Löhne, Lebensmittel- und Waarenpreise folgt, führt zu argen Mißständen. Auch in Frankreich haben geschickte Leute, wie Levaſſeur, Molinari und Anatole Leroy-Beaulieu, der Historiker des Geldes, sich gegen jede Wiederholung des Spektakels erklärt. Und zweitens würde uns ungefähr Alles zu solcher Veranstaltung fehlen. Denken Sie an Treptow! Wir thun gut, wenn wir dem Beispiel der Engländer folgen. Die haben sich einmal, 1862, auf das Experiment eingelassen und eine Million dafür bezahlt. Seitdem stellen sie zwar in anderen Ländern aus, hüten sich aber, selbst Weltausstellungen zu veranstalten.“

„Ja, die Engländer sind auch im Rückgang; aber wir!“

„Wir! Dieses ‚Wir!‘ fängt an, fürchterlich zu werden. Wir würden

natürlich Alles besser machen. Wir hätten die Amerikaner mit zwei Compagnien in die Pfanne gehauen. Wir wären mit Roberts und Kitchener in acht Tagen fertig. Wir haben die größten Dichter, die genialsten Bildhauer, die leistungsfähigste Industrie, die tüchtigsten Kaufleute, die ehrenhaftesten und besten Beamten, die humanste Gesetzgebung, — und so fort ohne Grazie. Auch ohne Temperament leider. Ein leidenschaftlicher Chauvinismus ist zu ertragen; das kühle Sedanlächeln des Barvenus ist unerträglich. Diese ewige Selbstberäucherung, die wir an den Franzosen so oft verdammt haben, ist auch ganz undeutsch. Nur durch die niederträchtige Schmeichelkunst der feilen Presse, dieser Völkervergifterin, wird solcher Wahn genährt. Bismarck pflegte, wenn er diese modischen Lobhudeleien gelesen hatte, über Sobdbrennen zu klagen und an die Klage den Rath zu knüpfen, man möge lieber das Lied anstimmen: Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie! Aber der große Antiphraster ist tot und ‚Wir‘ jubiliren weiter. Und da wir der ganzen übrigen Menschheit voraus sind, ist's auch nicht wunderbar, daß für uns schon das zwanzigste Jahrhundert begonnen hatte, als die Franzosen noch dem neunzehnten das Schlußfest bereiteten. Die Konstatirung, daß wir bis zu der berühmten Jahrhundertwende noch eine Weile warten müssen, war der einzige Lichtpunkt in den pariser Eröffnungreden.“

„Na, mir scheint doch . . . Und gerade diese Reden haben mir einen tiefen Eindruck gemacht. Da sprach der Geist echter Humanität, friedlichen Bürgerfinnes. Die Ausstellung soll ein Fest der Arbeit sein und eine Epoche des Weltfriedens und der brüderlichen Solidarität einleiten. Keine Spur mehr von den früheren Revandrohungen. Dieser Loubet ist der würdige Repräsentant einer freien Republik; schlicht, bescheiden und innerlich vornehm. Das wird, wie Sie zugeben müssen, auch in den Zeitungen anerkannt. Und kommt Millerand nicht gut weg, obwohl er Sozialdemokrat ist?“

„Sozialdemokrat? Sie spaßen wohl? Der Mann, der die ‚edle Initiative‘ des Zaren verhimmelt und uns nächstens die schöne Geschichte von der Harmonie der Interessen erzählen wird? Ein allerliebster, in Freiheit dressirter Sozialdemokrat, einer, mit dem Herr Waldeck-Rousseau Hand in Hand gehen kann. Wissen Sie, daß dieser Oberkollege des Herrn Millerand sein Leben lang die Ansichten des Herrn von Stumm verfolgte hat? Daß es noch nicht drei Jahre her ist, seit er alle guten Bürger gegen den Sozialismus auf die Schanzen rief und schon den ungefährlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois als eine Lebensgefahr für die bürgerliche Republik verächtigte? Nein. Natürlich. Das erzählen Ihre Zeitungen Ihnen nicht. Auch

nicht, daß Held Millerand noch in den letzten Märztagen mit eiserner Stirn in der Kammer erklärte: „Am dreizehnten April abends werden sämtliche Gebäude in der Ausstellung fertig, in den meisten auch alle Gegenstände nach der Anordnung untergebracht sein. Und dann ging es weiter: Et j'affirme que jamais il n'y a eu d'exposition aussi prête que celle de 1900. Als der treffliche Handelsminister so sprach, wußten die berliner Industriellen schon, daß die Ausstellung frühestens im Juni fertig sein würde. Solche kleinen Irrthümer stören die Seelenruhe des Mannes nicht, der im Bunde mit Galliffet und Waldeck-Rousseau die Ideale des demokratischen Sozialismus verwirklicht. Er hat sich ja auch nicht gescheut, für die Ehrenlegion den Schneider Isidor Jakob, in Firma Paquin, vorzuschlagen, der erst hundert- unddreimal wegen Ueberschreitung der gesetzlichen Arbeitszeit bestraft worden ist. Ein netter Genosse! Ja, so sehen die Heroen aus, die Ihnen täglich als Retter der Republik angepriesen werden. Sie glauben nicht, wie die zu dieser Symbiose Verbündeten in ihrer Heimath verachtet sind, bei den Gemäßigten vom Schlage Ribots nicht weniger als bei den Marxisten Guesde und Lafargue. Vielleicht werden Sies glauben, wenn Sie in diesen Sommer nach Paris gehen. Dann werden Sie auch sehen, wie es um die angebliche Geschmacklosigkeit der Ausstellungsbauten steht. Was ich davon sah, war ganz wundervoll; und nüchterne Fabrikanten, die jetzt dort waren, erzählen, daß wir mit unserem deutschen Haus — außen Renaissance, innen Kokos — in der rue des Nations eine recht klägliche Rolle spielen. Das ist kein Unglück; Deutschland stellt manche Sachen aus, die ihm die Anderen einstweilen nicht nachmachen können. Aber es ist ja nicht nöthig, systematisch Alles zu fälschen. Wahrscheinlich wird es die großartigste Ausstellung, die je gesehen ward. Die Eröffnung aber war nach jeder Richtung jammervoll. Daß die ganze Aristokratie nebst der Geistlichkeit fern blieb, ist für das katholische Frankreich keine Kleinigkeit. Und dieses schwülstige, leere Gerede! Wenn man Louis Napoleon, der 1867 die Weltausstellung einen Tempel des Friedens nannte, den Schwägern Loubet und Millerand vergleicht, sieht man erst, wie viel Geist immerhin noch in diesem Sohn Hortensjes steckt.“

„Hm! . . . Jedenfalls bin ich neugierig. Ich wollte schon in den ersten Wairtagen hin; aber da wird noch nicht viel zu sehen sein. Und dann möchte ich auch nicht die Zweikaiserbegegnung versäumen. In politischen Kreisen . . . Ah so! Ja, man hört doch von großen Hoffnungen, die auf den Besuch des Kaisers von Oesterreich gesetzt werden. Er schafft eine neue Garantie für den Weltfrieden. Und die berliner Bevölkerung . . .“

... hlt, wird sicher
 Lampen, Guir-
 len die Tiraden
 n Kirchner, der
 Sehnsucht der
 gen. Ich nicht.
 am belanglosen
 de wird wieder
 n zehn Jahren
 Dreibundes ge-
 en. Auch früher
 um diese höfi-
 achter glauben,
 Kunst, daß der
 in die deutsche
 nur, daß d'es-
 entstehen. Die
 mücken und die
 er Hausbesitzer
 werden wollen,
 geisterungsaus-
 sch, wenn das
 thun dürfte...
 ne die tröstende
 ert, ganz sicher

... mit."

... ten eingereicht
 tchenvertheiler
 auf dem Lust-
 Er hatte eben
 chein die Mel-
 Briten.

„Die nur sozialistische und bürgerliche Demokraten wä-
 höchst begeistert sein, wie immer, wenn Hofsutschen, bunte
 landen und Fahnen zu begaffen sind. Ich denke, wir überlassen
 über die Hochgefühle der hauptstädtischen Bevölkerung Herrn
 darin ja Erkleckliches leistet. Glauben Sie im Ernst an die
 Berliner, dem Kaiser Franz Joseph zu huldigen? Meinem
 Der Presse fehlt es an Stoff, deshalb macht sie aus diese
 Familienbesuch eine Haupt- und Staatsaktion. Der Weltfriede
 mal gesichert. Wie oft haben wir diese Sicherei in den letzten
 wohl schon erlebt? Es fehlt nur noch, daß die Wohlthaten des
 priesen werden, über den jetzt sogar schon die Diplomaten lach-
 kamen doch fremde Monarchen nach Berlin; nie aber wurde
 schen Vorgänge so viel Lärm verübt. Jetzt muß der ferne Beob-
 in Deutschland halte man es für einen Triumph politischer
 Kaiser von Oesterreich nach elfjähriger Abwesenheit wieder
 Hauptstadt kommt. Ein widerwärtiges Schauspiel. Gut ist
 mal deutlich sichtbar ist, wie solche ‚spontane Huldigungen‘
 Stadtverwaltung muß auf höheren Wunsch die Straßen sch-
 Bezirksvorsteher werden angewiesen, die loyalen Gefühle der
 kräftig wachzurütteln. Alle Hoflieferanten und Solche, die es
 machen schleunig mobil. Ob die Monarchen so fabrizirte Be-
 brüche sehr hoch einschätzen? Jedenfalls wäre es wunderhü-
 p. l. Publikum öfter solche lehrreiche Blicke hinter die Couliissen
 Und nun leben Sie wohl, Herr Doktor; ich muß fort und nehme
 Gewißheit mit, daß ich Sie vielleicht zwar eine Weile geärgert
 aber nicht überzeugt habe.“

O bitte . . . Es war mir sehr . . . Uebrigens gehe ich m

... In das catherische Bataillon waren die Nachrekr
 worden. Der Patrouillendienst war dichter. Die schäbigen Räu-
 wurden zudringlicher. Angebot und Nachfrage mehrten sich
 markt. An der nächsten Ecke stieß ich auf meinen Juristen.
 eine „zweite Nachtausgabe“ erstanden und las bei Laternen
 dung von einer neuen, diesmal vernichtenden Niederlage der



Lord Roberts.

Am Januar 1897 erschienen in London die Memoiren des Höchstkommandirenden der englischen Armee in Südafrika*); im Februar des selben Jahres war die zwölfte Auflage des Werkes im Druck. Ein Portrait vor dem ersten der beiden Bände zeigt den Verfasser, einen kleinen alten Herrn mit grauem Schnurbart; ein crustes und doch freundliches Offiziersgesicht. Nicht nur das Interesse englischer Leser an den Erinnerungen ihres erfolgreichsten Heerführers hat dem Buche einen so erstaunlichen Erfolg verschafft; es gehört auch für den Continent zu den interessantesten, die man lesen kann. Kein Meisterwerk des Stiles, nicht einmal immer der strengsten Schriftsprache gerecht, weil der kürzere militärische Ausdruck dem Verfasser geläufiger ist, aber anziehend durch seine klare Einfachheit und lebendige Knappheit, das grade, vornehme Wesen, das sich auf jeder Seite verräth, und durch den Reichthum des Inhaltes. Man denke nur: einundvierzig Jahre rastloser, immer weitere Kreise umfassender, immer glänzender werdender Thätigkeit in dem Land aller Wunder, wo er am dreißigsten September 1833 zu Kanhpur geboren war. Seine militärische Laufbahn beginnt er als achtzehnjähriger Artillerie-Radett zu Peshawar; und einundvierzig Jahre später, nach den glänzendsten Erfolgen als Feldherr und Staatsmann, verläßt er das Land, wo er mit knappen Unterbrechungen, die zusammen kaum achtzehn Monate betragen, das ganze Mannesalter verbrachte, als Höchstkommandirender der Armee, unter Ovationen, die seine letzte Reise zu einem Triumphzug machen, gleich beliebt bei Engländern wie bei Eingeborenen, um heimzukehren und auszuruhen.

Im November 1852 war Roberts nach dreimonatiger Landreise von Calcutta in Peshawar angekommen, wo er zum zweiten Mal im Leben, so weit er sich erinnern konnte, den eigenen Vater traf, der dort Divisionär war. In dem Regiment Reitender Artillerie, dem er zwei Jahre später zugetheilt wurde, war kein Mann, der den kleinen Lieutenant nicht mit einer Hand hätte in die Höhe heben können. Fünf Jahre vergingen am Fuß der afghanischen Berge, ereignißlos im Vergleich zu den späteren, sicherlich voll von Erlebnissen, Grenzvorfällen und Jogausflügen, die gewöhnlichen Reisenden Stoff für Bände geben würden. Vor Allem genoß er den Verkehr bedeutender Menschen, von denen keiner einen größeren Eindruck auf ihn machte als der damalige Civilkommissar von Peshawar, Oberstlieutenant John Nicholson, dessen Stab er später zugetheilt wurde und der als General bei der Erstürmung von Delhi fiel. Von keinem Menschen spricht Roberts mit gleicher Ehrfurcht und Bewunderung. „Es ist ein Name, mit dem man im Pend-

*) Forty-one years in India. London, Richard Bentley and Son.

schab beschwören kann“, sagt er. Nach Jahren noch lassen sich indische Fürsten von dem „großen Nicholson Sahib“ erzählen; eine religiöse Sekte verehrte ihn als Heiligen und nennt sich noch heute nach seinem Namen. Es sind nur Anekdoten, die Roberts von ihm berichtet, aber alle verrathen eine außerordentliche, gebietende Persönlichkeit und unter den Portraits des Werkes ist keins so anziehend wie das machtvolle und doch so feinklinige bärtige Antlitz Nicholson's, das dem Gesicht eines orientalischen Königs gleicht.

Im Frühjahr 1857 kamen die ersten Zeichen der Gährung unter den eingeborenen Truppen und bald nach ihnen die erschreckenden Nachrichten von den Meutereien im Osten, von den Gräueltathen Rana Sahib's; und schon war es klar, daß die Verschwörung auch in den Garnisonen des Pendschab drohte. Nur 2000 englische Soldaten lagen in Peshawar, nur 16 000 im ganzen Pendschab bis Delhi, neben 65 000 eingeborenen Truppen und unter einer Bevölkerung von ungezählten Millionen. Aber unerschrockene, jeder Gefahr gewachsene Männer standen an ihrer Spitze. Man mag englischen Hochmuth und das Unterschätzen der Gegner begreifen, wenn man bedenkt, was dort und damals geleistet wurde. Die meisten der Offiziere der Hindustanis wollten es zwar nicht glauben und zugeben, daß ihre Leute meutern könnten; ein Oberst begann zu weinen, als die Entwaffnung und Auflösung seines Regimentes befohlen wurde, ein anderer, der für seine Leute gebürgt hatte, erschoss sich. In sehr vielen Fällen schonten die meuternden Regimenter ihre eigenen Offiziere, ja, entließen sie unter sicherem Geleit, während sie alle anderen Engländer, Weiber und Kinder, niedermaakten. In den Garnisonen des Westens kam es fast nirgends so weit: Paraden wurden angeordnet und die Truppen so aufgestellt, daß bei dem letzten „Recht!“ die verdächtigen Regimenter sich den Kanonen und den angelegten Gewehren englischer Regimenter oder den treu gebliebenen Sikhs und Gurkhas gegenüber sahen und dem Befehl, die Waffen abzulegen, finster gehorchten. Sobald der Pendschab einigermaßen gesichert schien, wurden alle entbehrlichen Truppen unter dem Kommando Nicholson's der Armee von Delhi zu Hilfe geschickt. Roberts war als Quartiermacher dem Stabe zugetheilt und von ungeduldiger Angst erfüllt, Delhi konnte genommen werden, ehe er eingetroffen sei. Ganz bestürzt hörte er zu Philour, daß die Kolonne Gegenbefehl erhalten und zurückbeordert war. Von Delhi war inzwischen eine Bitte um schnelligste Entsendung aller verfügbaren Artillerie-Offiziere eingetroffen und auf Roberts' dringende Bitten gestattete ihm der General, allein im Postwagen durch das ausländische Land nach Delhi zu jagen. In Umballa schlossen sich ihm noch zwei Offiziere an; und auf dem Wege, die sie zuletzt, da ihr Kutscher sich weigerte, weiterzufahren, führerlos, nur der blinden Vermuthung folgend, wählten, gelangten sie glücklich ins englische Lager. Wenige Tage später waren von den drei

Ungeduldigen der eine gefallen, der andere zum Krüppel geschossen. Roberts selbst, der am dreißigsten Juni zum ersten Male ins Feuer kam, wurde am vierzehnten Juli in den Rücken getroffen; eine Ledertasche, die er an der Seite trug und die im Getümmel rückwärts gerutscht war, schwächte die Kraft der Kugel so, daß er mit einer Fleischwunde und vier Wochen Kampfunfähigkeit davonkam.

Was die paar Leute, die vor Delhi lagen, einen ganzen heißen indischen Sommer hindurch, unaufhörlich, Tag und Nacht, angreifend und angegriffen, geleidet haben, während Cholera, Dysenterie und Sonnenstich im Lager wütheten: Das ist eins der Wunder der Kriegsgeschichte. Kaum viertausend Mann stark waren sie vor die befestigte Stadt gezogen, die von mehr als vierzigtausend englisch gedrückten Truppen vertheidigt wurde, anfangs selbst die Belagerten, sobald sie verstärkt waren, zum Angriff übergehend; dreimal wechselte das Kommando, weil die Generale nach einander der Cholera und dem Klima erlagen. Von den neuntausend Mann, die sie zuletzt zählten, nahmen fünftausend noch verfügbare Kampffähige am vierzehnten September 1857 die Riesenstadt im Sturm.

Die unwiderstehliche Energie, mit der der Aufstand niedergeworfen ward, die allgemeine Milde, die man neben einzelnen strengen Strafen walten ließ, beruhigten das Land ziemlich rasch. In einem der interessantesten Kapitel des Buches erörtert Lord Roberts die Gründe, die zum Aufstand geführt hatten: die Rache entthronter Fürsten und ihrer Anhänger, so manche Härten und Fehler der englischen Verwaltung, neben denen das entsetzliche Elend asiatischer Despoten, aus dem die Engländer die niedereren Klassen befreit hatten, von der neuen Generation vergessen ward, und vor Allem die Verletzung religiöser Vorurtheile, wie das Verbot der Wittwenverbrennung und die grenzenlose Thorheit der englischen Armeeverwaltung, Patronen einzuführen, die mit einer für Hindu wie Mohammedaner gleich unreinen Mischung gesetzt waren. Eine Wiederholung des Aufstandes hält Roberts für unwahrscheinlich, obgleich er nicht verkennet, daß Gährungsherde vorhanden sind, deren Ursachen im Bucher, der auf dem Lande überhand genommen, in Versuchen, einen Konstitutionalismus und eine Pressfreiheit einzuführen, für die die Orientalen nicht reif sind, in sanitären Vorkehrungen, durch die religiöse Empfindlichkeiten verletzt werden, und in den Fehlern von Beamten, die das Wesen der Eingeborenen nicht verstehen, zu suchen sind. Keine doktrinäre Politik, keine zu große Centralisation, summarische Rechtspflege als die einzige, die der Asiat versteht, keine Schwäche und keine Ungerechtigkeit: Das sind die Mahnungen dieses Kenners an die indische Verwaltung.

Nach einem kurzen Urlaub, den er in England verlebte, wurde Roberts wieder dem Stab zugetheilt; er wanderte von Garnison zu Garnison und machte verschiedene Feldzüge mit. Seine Schilderungen der Landschaft wie des

militärischen Zuges sind eben so knapp wie anschaulich. Von einer Expedition in die Dschungeln und Berge gegen die räuberischen Lakhai, bei der die Strafe für die Kolonne Schritt vor Schritt in Monate langem Mähen gebahnt werden mußte, erzählt er ein charakteristisches Erlebnis. Ueber einen Bergstrom war eine Brücke zu schlagen; der Genie-Offizier der Kolonne erbat nur Zeit, um den Widerstand des Wassers und die Tragkraft der Brücke berechnen zu können. Nach ein paar Stunden, da die Berechnung noch immer nicht fertig ist, kommt der Oberkuli des Troßes zu Roberts und fragt, ob nicht eine Brücke nothwendig sei und er sie schlagen dürfe. Die Erlaubniß wird ertheilt, die Kulis steigen ins Wasser, andere fällen Bambusrohr und lassen es stromabwärts treiben, unten wird's aufgefangen, eingerammt und verflochten, — und die Spitze des Zuges marschirt schon hinüber, als der Offizier vom Genie erscheint, seine Berechnungen fertig hat und nach dem Material fragt. „Nun bitte ich nur noch, einen Lokalaugenschein am Fluß vorzunehmen!“ ist die freundlich ertheilte Antwort.

Roberts ist meist eben so zurückhaltend im Tadel wie freigiebig im Lob; und wenn er nicht anders kann, verschweigt er gewöhnlich den Namen des Getadelten. Nur einem General hat er es nicht vergeben können, daß er durch superklug verbesserte Ausführung eines Befehls in Afghanistan in kritischer Lage ihm einen wichtigen Plan vereitelt hat; noch in der Erzählung bricht der verhaltene Unwille durch und die bedeutungslosen Posten, die der betreffende Brigadier von da an zugewiesen erhielt, zeigen, daß das Urtheil über ihn gefällt war.

Afghanistan war der Schauplay seiner großen Erfolge. Im Jahre 1878 hatte er dort den mehr als 3000 Meter hohen Peiwarpaß erstürmt; meisterhaft ist die Schilderung des nächtlichen Aufstieges, die Aufregung Roberts', der hie und da Zündhölzchen ansteckt, um auf die Uhr zu sehen, ob der Gipfel wohl noch im Dunkel erreicht werden und die Ueberraschung gelingen wird. Wie er im folgenden Jahr Kabul nahm, Afghanistan einen neuen Emir gab, und sein berühmter Marsch nach Kandahar: all Dies ist bekannt genug. Die Schilderung des zwanzigtägigen Zuges, wie er selbst zuletzt krank, in der Sänfte getragen, das Heer führen muß, krank die Schlacht gegen Ehub Khan schlägt, beim Zuruf der siegreichen Truppen das Weinen verbeißen und dann eine Stunde schlafen muß, ehe er die Depesche nach Indien schickt, wo man seit Wochen nichts mehr von ihm und seiner Armee gehört hat: Das ist, was die Darstellung betrifft, vielleicht der glänzendste Theil des Buches. Dem Leser wird der vornehme, offene Mensch, der da spricht, schnell sympathisch; während er in Kabul kommandirte, kam sein Freund und Vorgesetzter Sir Donald Stewart mit einer Division zur Verstärkung dort an und übernahm das Kommando. Alle seine Pläne waren damit zerstört

und er gesteht offen: „So große Achtung ich für Stewart empfand, es war doch menschlich, daß ich mich nicht freute, als ich das Kommando, das ich so gern geführt hatte, abgeben mußte.“ Aber neidlos überläßt Stewart ihm sogleich die Ausführung des Zuges nach Kandahar, wie Roberts sie vorschlägt. Eine abenteuerliche, halb mittelalterliche Romantik liegt über diesen Gebirgskriegen, wie in Indien überhaupt nicht nur die verschiedensten Rassen, sondern auch zwei Epochen aufeinanderstoßen. Ritterliches orientalisches Mittelalter liegt über dem ganzen indischen Reich, das in seinen vielfachen Durchschlingungen mit modernem Europäertum und englischem Militarismus groteske und malerische Situationen ergiebt. Welch eine Versammlung der 63 indischen Lehnsfürsten Ihrer Majestät, mit ihren Fahnen, Wappen und Rüstungen, ihrem farbig schillernden Gefolge! Sie Alle stellen im Kriegsfall ihr Aufgebot neben der kaiserlichen Armee, ein mittelalterliches Heer neben dem modernen.

Bei Allen, was Lord Roberts erzählt, steigen uns immer wieder, wie künstlerisch ausgeführte Bilder zu feinen Konturen, die Gedichte und Erzählungen Rudyard Kiplings auf. Er hat das Volk, das er „*mine own people*“ nennt, uns verständlich gemacht, seine Ballade von der grausamen Gnade Abdur Rahmans und von „*Ost und West*“ zeigen uns dies moderne anglo-asiatische Mittelalter mit seinen Blutrachen, seinen tolltapferen Thaten von beiden Seiten, seinen Farben und Geheimnissen; seine Kasernenlieder

„Kabul town's by Kabul river —
Blow the bugle, draw the sword —“

oder

„Then we brought the lances down, and then the bugles blew,
When we went to Kandahar ridin' two and two,
Ridin', ridin', ridin', two an' two,
All the way to Kandahar, ridin' two an' two.“

sind wie Marschmusik zu Lord Roberts' Zügen.

Roberts war zunächst Höchstkommandirender von Madras und dann von ganz Indien; seine Sorge war die Ausbildung der Armee und die Anlegung von Verteidigungswerken und Straßen gegen Rußland. Er erklärt ausdrücklich, daß er den Krieg für absolut unvermeidlich hält. Höchst interessant sind die Briefe der russischen Generale Kauffmann und Stolidoff, die in Kabul in seine Hände fielen, wie die afghanischen Korrespondenzen überhaupt, die er im Anhang veröffentlicht. Den Geist der Truppen und der indischen Rajahs, die ihm oft ihre Kriegslust aussprechen, hält er für durchaus verläßlich. Was Lord Roberts von den eingeborenen Truppen, ihrer Tapferkeit und Treue, aber auch ihrer Unfähigkeit zu selbständiger Führung erzählt, ist durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die bei der Organisation und Leitung der fremdrassigen und vielsprachigen Truppenkörper nothwendig eintreten, besonders interessant. Der einzige höhere eingeborene Offizier, der in dem Buch erwähnt

wird, Oberstlieutenant Islam Khan, war ein Afghane. Bemerkenswerth ist auch, daß Roberts immer wieder die mangelhaften Train-Einrichtungen und die zu geringe Zahl der mit dem Land vertrauten englischen Offiziere als eine Wirkung übel angebrachter Sparsamkeit der englischen Regierung beklagt.

Einmal nur, 1884, wurde seine Thätigkeit in Indien durch seine Berufung nach Natal unterbrochen, wo er das Oberkommando gegen die Buren übernehmen sollte; aber noch ehe er ankam, war der „ehrlose“ Friede von Majuba geschlossen und er kehrte zurück. Bittere Worte hat Lord Roberts über die südafrikanischen Verhältnisse und er mag heute noch bitterer daran zurückdenken, wo er wieder im selben Feld steht und der Friede von 84 ihn den einzigen Sohn gelöst hat. Mit der begreiflichen Sympathie für die Haltung der Buren in diesem Kriege hat sich auf dem Kontinent ein mehr oder minder gedankenloser Engländerhaß verbunden, gegen den man heute wohl vergeblich auftritt, weil er meist von Menschen genährt wird, die die Verhältnisse und die Vorgeschichte des Konfliktes gar nicht kennen. Der Fall liegt sehr ähnlich wie im Jahre 1864, wo auch zwei mächtige Staaten mit gutem Recht und im Interesse ihrer Landsleute in Schleswig-Holstein gegen einen schwächeren zu Feld zogen, der sich tapfer und hartnäckig vertheidigte. Mit Leuten, die glauben, daß dieser hundertjährige südafrikanische Konflikt nur durch die augenblicklichen Geschäftsinteressen Einzelner, die ja gewiß, wie immer, ihre Rolle gespielt haben mögen, zur gewaltsamen Lösung getrieben wurde, ist allerdings nicht zu streiten. Selbst wenn man das Buch eines Agrariers und Burenfreundes wie James Anthony Froude liest, der die Buren den alten Römern vergleicht und selbst als englischer Kommissar in der Kimberley-Frage den damaligen Kolonialsekretär Lord Carnarvon dazu bestimmte, den Buren Recht zu geben, selbst da drängt sich dem Leser die Ueberzeugung auf, daß der Kampf ein unvermeidlicher war, weil der Gegensatz der Interessen, der Anschauungen, der Rechtsauffassung ein zu tiefer, auf beiden Seiten zu viel Unrecht und Haß angesammelt war. Lokale und formale Rechtserwägungen sind in so großen historischen Prozessen niemals und nirgends für einen Staat ausschlaggebend gewesen. Und sicher darf man sagen, daß die Buren unter englischer Herrschaft sich immer noch größerer politischer und persönlicher Freiheit erfreuen werden als fast irgend ein Volk des europäischen Kontinentes. Die indische Presse ist freier als die österreichische. Die Zeit wird kommen, wo man dem tüchtigsten aller germanischen Stämme, dem wir auf jedem Kulturgebiet so viel verdanken, wieder gerechter wird. Wer das Buch, das ich hier besprochen habe, liest, wird es nicht ohne Bewunderung für den Mann und sein Volk aus der Hand legen.



Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe.

An den letzten Jahren bin ich heimlich und öffentlich von drei Herren in jeder Weise angegriffen worden, ohne diese Angriffe zu beachten. Meinethwegen würde ich auch heute eine Antwort auf diese Angriffe für vollkommen unnöthig halten. Wer so wie ich mit der ganzen Kraft und Leidenschaft seiner Seele an einer höchsten Aufgabe arbeitet, Der vergißt, an seine Persönlichkeit zu denken, und sagt sich mit souveräner Verachtung von Lob und Tadel und jeder Art von Angriff: Was liegt an mir! Von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, geht man auf seiner Bahn vorwärts, man hört nicht den Gesang der Vögel noch das Gelläuf der Hunde, man sieht nicht rechts, nicht, links, man hat nur das Ziel vor sich, die Aufgabe vor sich, die Verantwortung vor sich.

Bruder ist mitten in der Arbeit an seinem philosophischen Haupt-Profawerk, „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“, von schwerer Krankheit befallen worden. Daß nun die darin verbundenen Gedanken, überhaupt seine gesammten Schriften, in möglichster Vollkommenheit veröffentlicht werden und seine Persönlichkeit in aller Treue und Wahrhaftigkeit geschildert wird, ist das Ziel meines Lebens. Dafür habe ich mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, ohne jede Rücksicht auf persönliche Annehmlichkeit und pekuniäre Opfer, zu sorgen. Ich betrachte mich und die Anderen, die an dieser Aufgabe arbeiten, nur als Werkzeuge; genügen wir nicht, so müssen neue hinzugezogen werden und ich kann hierin nichts thun oder unterlassen, was gegen meine Ueberzeugung ist. Eine schwere Aufgabe liegt auf mir, deren Verantwortung ich allein zu tragen und die ich allen Beleidigungen, Verleumdungen und Drohungen gegenüber durchzusetzen habe. Es ist so leicht, eine alleinstehende Frau, die ein hartes Schicksal ihrer beiden natürlichen Beschützer — ihres Mannes und ihres Bruders — beraubt hat, zu kränken, zu verdächtigen, zu bedrohen und um ihre Rechte zu bringen. Die drei Herren haben in dieser Hinsicht Alles gethan, was in ihrer Macht stand. Daß ihnen ihre — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — sehr gewagten Unternehmungen mißglückten, habe ich zuerst dem Beistand einiger ausgezeichneten Freunde zu verdanken, die mich in wissenschaftlichen, buchhändlerischen und juristischen Dingen auf das Treueste beraten haben, außerdem aber auch der Unerbittlichkeit, mit der ich das mir gestellte Ziel verfolge.

Wenn ich mich nun doch schließlich mit diesen Angriffen beschäftige, ihre Ursachen enthülle, die Vorgänge und die mich angreifenden Herren genau schildere, so geschieht es, wie der juristische Ausdruck lautet, zur Wahrung berechtigter öffentlicher Interessen. Es giebt so Viele, die meinen Bruder lieben und verehren; sie werden durch diese Angriffe beunruhigt und müssen wissen, ob der Text der Nietzsche-Ausgaben des Herrn Dr. Koegel korrekt

oder durch die Verständnißlosigkeit und unzuverlässige Arbeit des Herausgebers verdorben ist. Auch giebt es ängstliche und zarte Seelen, die nun wirklich fürchten könnten, daß das Nietzsche-Archiv und die Gesamtausgabe in falschen Händen sei. Für sie ist die Darstellung der Vorgänge aus dem Herbst 1898, von denen man glauben möchte, daß sie im fernem Westen Amerikas passiert seien, vor Allem bestimmt.

Man muß das Ganze den Kampf um die Nietzsche-Herausgabe nennen. Von den drei Herren, die mich mit ihren Angriffen verfolgen, Dr. Fritz Koegel, Dr. Rudolf Steiner und Gustav Raumann, hat jeder den leidenschaftlichen Wunsch gehabt und die seltsamsten Versuche gemacht, alleiniger Herausgeber der Nietzsche-Werke zu bleiben oder zu werden oder wenigstens als Mitarbeiter betheiligte zu sein. Ihre Versuche sind vollständig gescheitert, entweder an ihren ungenügenden Fähigkeiten oder an ihrem unzuverlässigen Charakter oder an Beidem zusammengenommen. Jeder, der Anstellungen zu vergeben hat, macht die banal zu nennende Erfahrung, daß die Aspiranten oder Inhaber der Stellungen voll schmeichehafter Anerkennung sind, daß aber mit dem Verlust dieser Stellungen oder mit dem Entschwinden der Aussicht auf Betheiligung sich diese Anerkennung bei manchen Charakteren in Racheempfindungen verkehrt. Auch die genannten drei Herren wünschen, sich zu rächen, und thun es in der Form, die ihnen die Art ihres Charakters und der Grad ihrer gesellschaftlichen Bildung gestattet.

Alle diese Kämpfe sind allein dadurch veranlaßt worden, daß ich im Frühjahr 1894 Herrn Dr. Fritz Koegel zum Herausgeber der Werke meines Bruders wählte. Diese Wahl hat sich später als ein großer Mißgriff herausgestellt; sie erscheint jetzt nur begreiflich, wenn man sich erinnert, wie schwer es in jener Zeit war, Nietzsche-Berehrer zu finden, die zugleich Philologen und Philosophen waren. Von den gelehrten Freunden meines Bruders hatte kein einziger Zeit, die Lust der Herausgabe zu übernehmen; sie waren mit eigenen Arbeiten beschäftigt und konnten mir auch keinen jüngeren Gelehrten zu dieser Arbeit empfehlen, da ihnen Niemand bekannt war, der frei gewesen wäre, auf mehrere Jahre eine solche Stellung zu übernehmen. Die gesetzlichen Vertreter meines kranken Bruders und ich hielten es für richtig, nur solche Herren zu dieser Stellung zu wählen, die deshalb kein Amt aufzugeben oder eine Karriere zu unterbrechen hatten. Dadurch wurde der Kreis Derer, die in Betracht kommen konnten, außerordentlich verengt. Ich habe Dr. Koegel nur durch Zufall kennen gelernt; ihm waren von keiner Seite irgend welche Empfehlungen gegeben worden, aber unter den damaligen, eben geschilderten Verhältnissen betrachtete ich diesen Zufall als einen glücklichen. Dr. Koegel, damals Kaufmann, war seit Monaten ohne Stellung, Versuche, in eine solche hineinzukommen, mißglückten ihm: so betrachtete er den Ein-

tritt ins Nießsche-Archiv als ein großes Glück. Dr. Koegel behauptete, Philologie studirt zu haben, und besaß das erstaunlichste Talent, die Auren eines gewissenhaften Herausgebers anzunehmen und sich als verständnißvollen Nießsche-Verehrer zu geben. Dadurch hat er nicht nur mich, sondern auch die gesetzlichen Vertreter meines Bruders und andere ernste Gelehrte getäuscht. Die Art, wie er sich über die vorliegenden Manuskripte meines Bruders und die beabsichtigte Gesamtausgabe äußerte, machte den Eindruck, als ob er der Aufgabe durchaus gewachsen sei. In der kleinen Schrift „F. Nießsches Lehre von der Ewigen Wiederkehr und deren bisherige Veröffentlichung“ hat der jetzige Herausgeber, Herr Dr. E. Horneffer, auf Grund seiner genauen Kenntniß der vom Dr. Koegel im Nießsche-Archiv geleisteten Arbeit Dr. Koegel einen „wissenschaftlichen Charlatan“ genannt. Dieses Wort bezeichnet Dr. Koegel leider ziemlich genau. Ernste Gelehrte, die Kenner jener Vorgänge und des Manuskript-Materials sind, finden es sogar zu schwach. Dr. Koegel vermochte sehr geschickt zu reden, aber dahinter verbargen sich leider sehr minderwerthige philologische und philosophische Kenntnisse und bei der Herausgabe wissenschaftlicher Werke kommt es nicht auf die schönen Reden, sondern auf die gelieferte Arbeit an. Ich habe ihm damals vollkommenes Vertrauen geschenkt und eben so vollkommene Freiheit in der gesammten Herausgeber-Arbeit gelassen. Durch meinen langjährigen Aufenthalt in Südamerika war ich den hiesigen gelehrten Verhältnissen etwas entfremdet und meine überaus schlechten Augen sparten sich gern jede unnöthige Arbeit. Auch gelang es Dr. Koegel, gewissenhafte Gelehrte von dem Nießsche-Archiv zu verschrecken und jede Einsicht in das Arbeit-Material zu verhindern, so daß eine Nachprüfung seiner Arbeit Jahre lang unterblieben ist. Erst seit dem Sommer 1896, bei der Herstellung des elften und zwölften Bandes, begannen meine Zweifel an Dr. Koegels philosophischem Wissen und damit jene Schwierigkeiten, die ich hier nur erwähnen und später ausführlicher darstellen will. Durch meine Zweifel war ich bestimmt worden, auf der Zuziehung eines zweiten philosophisch geschulten Herausgebers zu bestehen oder die Leitung der Gesamtausgabe in die Hand einer wissenschaftlichen Autorität zu legen. Dr. Koegel suchte Das durch die bedenklichsten Mittel, Drohungen mit Duell, gegen mich gerichteten Angriffen in Wort und Schrift u. s. w., zu verhindern und außerdem zu erzwingen: erstens alleiniger Herausgeber zu bleiben, ferner bedeutende Rechte und pekuniäre Vortheile, die mir vertragmäßig die Firma C. G. Naumann zugesichert hatte, und schließlich sogar die gesammten Handschriften meines Bruders ohne jede Kontrolle in seine Hände zu bringen. In Folge dieser Vorgänge wurde ihm die Stellung im Nießsche-Archiv gekündigt. Es hätte ihm aber bis Ostern 1898 freigestanden, unter der Kontrolle einer wissenschaftlichen Autorität die Arbeit im Nießsche-

Archiv wieder zu beginnen. Ich hätte es damals gern gesehen, wenn Dr. Koegel wieder eingetreten wäre und selbst die fehlerhaften Bände aus dem Buchhandel zurückgezogen hätte, weil der Lärm dann geringer gewesen wäre.

Meine wissenschaftlichen Zweifel bezogen sich damals nur auf den ersten und zwölften Band, gegen deren Veröffentlichung ich am dreißigsten Dezember 1896 bei der Firma C. G. Naumann energisch protestirte. Ich konnte die Manuskripte zu diesen Bänden nur mit der Zustimmung der Verlagshandlung zurückziehen, da der Druck bereits begonnen hatte. Da die Firma C. G. Naumann nicht wollte, mußte ich ihr und Dr. Fritz Koegel die ganze Verantwortung für die Veröffentlichung aufbürden. Ich habe den gesetzlichen Vertretern meines Bruders, Herrn Oberbürgermeister Dr. Dehler in Halberstadt und Herrn Geheimrath Professor Dr. Max Heinze an der Universität Leipzig, die sachlichen Gründe, die mich zu meinem Zweifel und zu der Zuziehung eines zweiten sachverständigen Herausgebers bestimmten, auseinandergesetzt; der erste der genannten Herren schrieb am neunzehnten Mai 1897 an die Firma C. G. Naumann: „Herr Dr. Koegel als alleiniger Herausgeber ist freilich endgiltig abgethan. Die sachlichen Gründe, die Frau Dr. Förster jetzt Herrn Geheimrath Heinze und mir nochmals auseinandergesetzt hat, sind unserer Ueberzeugung nach so durchschlagend, daß wir es für ausgeschlossen halten, daß sie sachlich einen anderen Standpunkt einnimmt.“

Zweifelste ich nun auch an der wissenschaftlichen Korrektheit des ersten und zwölften Bandes, so war ich doch bis Ende des Sommers 1898 fest überzeugt, daß, was Dr. Koegel an den ersten zehn Bänden gearbeitet hatte, sei vollkommen tadellos gemacht. Dann erst ist mir Schritt für Schritt durch Dr. A. Seidl und Dr. E. Horneffer bewiesen worden — nicht nur, daß meine Zweifel vollkommen berechtigt waren, sondern auch —, daß so ziemlich Alles, was Dr. Koegel im Nietzsche-Archiv gethan hat, unzuverlässig, oberflächlich, oft sogar ganz verständnißlos gemacht ist. Das Resultat ihrer Untersuchungen war trostlos. Tausende von Bänden der Werke meines Bruders müssen wegen Dr. Koegels unwissenschaftlicher, leichtsinniger Arbeit eingestampft werden. Erst da erkannte ich die wahren Motive von Dr. Koegels vorhin erwähneter Handlungsweise, die mir im Winter 1896/97 räthselhaft erschienen war: nun sah ich freilich, warum er damals die unglaublichsten Mittel wählen mußte, um zu verhindern, daß die Leitung der Herausgabe einer wissenschaftlichen Autorität übergeben oder daß ein zweiter Herausgeber hinzugezogen werde. Die Einsicht eines gewissenhaften Gelehrten in die Manuskripte meines Bruders und in die Arbeit Dr. Koegels würde den Verlust seiner Herausgeberstellung unvermeidlich gemacht haben. Damals suchte er seine Abneigung gegen einen zweiten Herausgeber mir und Anderen gegenüber damit zu bemänteln, daß er versicherte, seine Verehrung für meinen

Bruder sei so stark, daß sie ihn zugleich eifersüchtig auf die Mitarbeit eines Anderen an dieser höchsten Aufgabe mache. So lange ich nun glauben konnte, daß seine Handlungen aus diesem, vielleicht durch den Einfluß anderer Persönlichkeiten verstärkten und irgeleiteten Gefühl hervorgegangen seien, habe ich für sie, so schlimm sie auch waren, noch Entschuldigungen gefunden. Hätte Dr. Koegel aber nur den kleinsten Theil echter Verehrung für meinen Bruder besessen, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, in so unerhört leichtsinniger Weise an dieser Gesamtausgabe zu arbeiten, so pietätlos die Handschriften meines Bruders zu mishandeln und sie mit allerhand falschen und willkürlichen Tinten-Einzeichnungen und Kreuz- und Querstrichen zu verunstalten.

Ich werde jetzt nach und nach das Material zu der Gesamtausgabe einem ausgezeichneten Gelehrten und Schüler Erwin Rohdes übergeben, den Rohde selbst mir noch als einen eben so tüchtigen Philologen wie Nichtschkenner bezeichnet hat. Er wird Alles nachprüfen; jetzt schon, nach den ersten Proben, schreibt er mir über Das, was er einstweilen in den Händen gehabt hat: „Meine runde Meinung ist: das Ganze muß noch einmal gearbeitet werden . . . die koegelsche Arbeit ist absolut werthlos.“

Uebrigens steht es jedem ernstern Forscher frei, die Manuscripte und das Arbeit-Material an Ort und Stelle einzusehen und zu prüfen, ob die gegen Dr. Koegel erhobenen Anklagen gerechtfertigt sind oder nicht.

Also dieser ehemalige Herausgeber der Werke meines Bruders, Dr. Fritj Koegel, machte seit dem Beginn der Kämpfe den Versuch, seine traurigen wissenschaftlichen Fehler durch persönliche, gegen mich gerichtete Angriffe zu verhüllen; er ist die Seele aller dieser Angriffe. Wenn aber Jemand auf eine so ernste wissenschaftliche Herausforderung, wie sie Dr. Hornegger an Dr. Koegel in seiner vorhin erwähnten Schrift gerichtet hat, schweigt, dann richtet er sich selbst.

Der zweite der Herren, die gegen mich kämpfen, ist Herr Gustav Raumann, ein ehemaliger Buchhändler und Geschäftstheilhaber der Firma C. G. Raumann. Auch dieser Herr, der Bücher über die Philosophie meines Bruders schreiben soll, in denen sich Platttheit der Gesinnung, ödtes Geschwätz und das lächerlichste Mißverständnis zu einem theils komischen, theils widerlichen Ensemble vereinigt, hatte die Ambition, an den Werken meines Bruders mitarbeiten zu wollen. Er bot sich in jenem Herbst 1896 an, den Registerband, der die Ausgabe beschließen soll, zu machen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß gerade dieser Band ein sehr umfassendes Wissen verlangt. Schon für die geschulten Herausgeber wird der Registerband mit einer der schwierigsten sein und für Herrn Gustav Raumann (der weder Abiturientenexamen gemacht noch studirt hat) wäre er einfach unmöglich gewesen. Ich empfand dies Anerbieten damals als eine lächerliche Annäherung. In seiner Eitelkeit gekränkt, ergriff er deshalb mit Freuden im Winter 1896/97 die Gelegenheit, einen Konflikt mit

nir und der Firma E. G. Raumann hervorzurufen und im Verein mit Dr. Koegel den Versuch zu machen, mich durch Androhungen von Streitschriften und ähnlichen Dingen zu zwingen, auf Vertragsrechte zu verzichten, die für die Firma und Dr. Koegel unvortheilhaft erschienen. Ich stand vor der Alternative: entweder mich durch die rücksichtslosesten Gegner heimlich und öffentlich angreifen oder die Schlußbände der Gesamtausgabe durch oberflächliche, unwissenschaftliche herausgeberische Arbeit verderben zu lassen. Ich habe auch nicht einen Augenblick vor dieser Wahl geschwankt. Wenn ich nun jetzt den böshafteften Angriffen ausgesetzt bin, so ertrage ich sie mit Geduld, denn es wäre doch viel schlimmer, wenn das Unwerthung-Material eben so leichtsinnig und verständnißlos bearbeitet worden wäre wie die „Wiederkunft des Gleichen“. Für Herrn Gustav Raumann jedoch nahm dieser Versuch, mich durch Drohung zu einem Verzicht auf meine Vertragsrechte zu zwingen, ein klägliches Ende: alle Verträge mit der Firma E. G. Raumann wurden in Folge dieses Versuches für ungiltig erklärt und ein neuer Vertrag geschlossen. Im § 1 wird über die Veranlassung zu der Lösung des alten Vertrages gesagt:

„Herr Gustav Raumann hat die von Frau Dr. Förster-Nietzsche an die Firma E. G. Raumann im Laufe des geschäftlichen Verkehrs mit dieser Firma gerichteten Briefe benutzt, um daraus eine sogenannte Streitschrift gegen Frau Dr. Förster-Nietzsche zu verfassen und deren Veröffentlichung in Aussicht zu stellen, um Frau Dr. Förster-Nietzsche zu veranlassen, ihr als Inhaberin der Autorrechte Friedrich Nietzsches und des Nietzsche-Archives zustehende Rechte aufzugeben. Aus Anlaß dieses Vorgehens des Herrn Gustav Raumann sind zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und der Firma E. G. Raumann tiefgehende Differenzen entstanden. Die Firma E. G. Raumann erklärt hiermit, daß sie das Vorgehen des Herrn Gustav Raumann gegen Frau Dr. Förster-Nietzsche bedauert und mißbilligt, auch jede Verantwortung dafür ablehnt.“

Wurde dieser Vertrag nicht von Herrn Dr. Koegel und Gustav Raumann aus dem Nietzsche-Berlag der Firma E. G. Raumann (wie ich zur Beruhigung der Nietzsche-Berehrer mittheile) für ewige Zeiten aus geschlossen. Es heißt im § 16:

„Das Verlagsrecht der Firma E. G. Raumann erlischt hinsichtlich weiter zu veranstaltender Ausgaben und Auflagen, sobald Herr Dr. Fritz Koegel, gegenwärtig Fabrikdirektor in Düsseldorf, als Gehilfe, Bevollmächtigter, offener Handelsgesellschafter oder zur Vertretung der Firma berechtigter Gesellschafter in die Firma E. G. Raumann eintritt. Tritt Herr Gustav Raumann durch Erbgang oder durch Vertrag unter Lebenden in die von der Firma E. G. Raumann betriebene Buchhandlung ein, so hat die Firma E. G. Raumann sofort für den Verlag aller Werke Friedrich Nietzsches ein gesondertes Firmensubjekt zu schaffen, auf welches alle im gegenwärtigen Vertrage stipulirten Rechte und Pflichten übergehen. In diese neue Sonderfirma darf Herr Gustav Raumann als Gehilfe, Bevollmächtigter, offener Handelsgesellschafter oder zur Vertretung dieser Sonderfirma berechtigter Gesellschafter nicht eintreten, bei Vermeidung des

sofortigen Erlöschens aller in diesem Vertrage stipulirten Verlagsrechte der Firma C. G. Naumann."

Die Vorsichtsmaßregel auch gegen den etwa möglichen Eintritt Dr. Koegels in den Verlag von C. G. Naumann war dadurch veranlaßt worden, daß er nach seiner Entlassung aus dem Niezsche-Archiv, wie mir mitgetheilt wurde, in Leipzig als Buchhändler lernte. Auch diese Beschäftigung hat er aber wieder aufgegeben und ist jetzt der Leiter des geschäftlichen Vertriebes von „Dr. Thompsons Seifenpulver mit dem Schwan" in Düsseldorf geworden. Für ihn ist also diese Vertragsbestimmung wohl ohne Belang; für Herrn Gustav Naumann aber ist sie vermuthlich nicht angenehm.

Der dritte der Herren, die mich angreifen, ist Dr. Rudolf Steiner. Er hatte im Herbst 1896 den leidenschaftlichen Wunsch, Niezsche-Herausgeber zu werden, da er nach Vollendung seiner Mitarbeit am naturwissenschaftlichen Theil der Goethe-Ausgabe ohne Stellung war; und zwar wünschte er, wenn es irgend ging, alleiniger Herausgeber zu werden. Während aber die beiden zuerst genannten Herren gemeinsam operirten, verfolgte er damals seine Zwecke und Ziele geheim und allein, den Absichten Dr. Koegels entgegen, mit wahrhaft überraschender wissenschaftlicher Doppelzüngigkeit, die mir erst jetzt durch seinen letzten Angriff ganz klar geworden ist. Herr Steiners Fähigkeiten waren damals sicherlich noch so, daß er sich zum Niezsche-Herausgeber sehr gut geeignet hätte; seitdem scheinen sie allerdings in erschreckender Weise abgenommen zu haben. Man lese seinen gegen Dr. Horneffer gerichteten Angriff im „Magazin“, in dem er Dr. Koegels unerhörte wissenschaftliche Fehler heute noch zu vertheidigen wagt, und zwar, ohne die Manuskripte zu kennen. Welche Jongleurkünste hat er nöthig, um in drei kleinen, nebensächlichen Punkten einen Fehler konstruiren zu können, während er alle Hauptpunkte unerörtert läßt! Und was soll man zu einem wissenschaftlichen Herausgeber sagen, der kurzer Hand das unwiderlegbarste schriftliche Zeugniß des Autors für eine bestimmte Thatsache als einen Irrthum bezeichnet? Ich denke, alle echten Verehrer meines Bruders verzichten auf die von Steiner gerühmte „sachgemäße Weise“, die uns von Dem, was der Autor wirklich wollte, nur eine sinnlose Darstellung giebt. Wir sind ganz zufrieden, wenn der Herausgeber erst einmal richtig liest (Dr. Seidl konstatirt eben bei zufälliger Durchsicht einer Arbeit Koegels fünfzehn Lesefehler, zum Theil bedeutender Art, auf drei Seiten!) und uns den richtigen Text des Autors wiedergiebt, ohne uns mit koegelscher „Nebenmusik“ (sinnlose Verlesung für „Unbewußte“) zu behelligen. Die souveraine Behauptung Steiners, daß Koegel in Niezsches „Geist“ gearbeitet habe, ist Dem gegenüber, was Dr. Horneffer in seiner Schrift bei Dr. Koegel an unglaublichen Fehlern konstatirt, eine lächerliche Annäherung, — um so lächerlicher, als Herr Steiner in seinem später zu citirenden Brief selbst so bitter über Koegels Arbeit klagt.

Wer das richtigste Verständniß für die Philosophie meines Bruders hat: Das wird immer eine Streitfrage bleiben und ich bin weit entfernt, starre, bestimmte Ansichten von seinen Jüngern zu fordern und zu wünschen. Je mannichfacher dieser unendlich reiche Geist aufgefaßt wird, desto mehr scheint es mir in seinem Sinn und desto ersprißlicher wird die Wirkung sein. Ich will aber vor das Forum der Nietzsche-Berehrer die Frage bringen, ob Dr. Horneffers Darstellung der Lehre von der Ewigen Wiederkehr oder die sinnlose Veröffentlichung Dr. Koegels „Die Wiederkehr des Gleichen“ im zwölften Bande der Gesamtausgabe mehr vom Geiste Nietzsches erfüllt ist. Als Herr Peter Gast in diesem Herbst im Nietzsche-Archiv zu Besuch war, wurde ihm als einem der Ersten die kleine Schrift Dr. Horneffers über die Ewige Wiederkehr im Manuskript vorgelesen. Nach der Vorlesung des positiven Theiles dieser Schrift, der die glänzende Darstellung der Wiederkehrlehre in ihrer logischen Verknüpfung mit dem Uebermenschen bringt, stand Herr Peter Gast auf, um uns Beiden in tiefer Bewegung die Hand zu reichen und uns seine volle Zustimmung zu dieser Darstellung auszudrücken.

Zweimal ist Herr Dr. Steiner nah daran gewesen, Nietzsche-Herausgeber zu werden; jedesmal hat er selbst eine solche Anstellung unmöglich gemacht. Ich habe ihn mit einer unverdienten Milde behandelt, weil ich mir sagte: wenn Dr. Koegel damals nicht die rein wissenschaftlichen Angelegenheiten so verwirrt hätte, so würde Dr. Steiner auch mehr Muth gezeigt und eine bessere Rolle gespielt haben. Die Angelegenheit war in Kürze folgende: Dr. Steiner war außer mir der Einzige, der das Manuskript zu jener viel erwähnten Veröffentlichung Koegels „Die Wiederkehr des Gleichen“ gesehen und sich darüber ein Urtheil gebildet hatte. Er giebt selbst zu, daß er bei einer Vorlesung Alles, was Dr. Koegel sinnlos dazwischen eingefügt hatte, „zufällig“ übersprang. Er hat nach der Vorlesung dieses Manuskript nochmals zur Prüfung zwei Tage bei sich zu Hause gehabt und setzte mir bei der Rückgabe ausführlich auseinander, wie ganz anders die Darstellung der Wiederkehrlehre beschaffen sein mußte. Dr. Steiner erinnerte sich dieser Auseinandersetzung später sehr wohl; er schrieb mir am siebenundzwanzigsten Juni 1898: „Der Schmerz, von dem ich sprach, wurde noch durch einen besonderen Umstand vermehrt. Gewiß erinnern Sie sich an unser Gespräch — ich glaube, es war im Spätsommer 1896 — über die ‚Ewige Wiederkehr‘. Wir haben damals eine Vorstellung dieser Lehre zu Stande gebracht, die ich hätte ausbilden und vertreten müssen; dann wäre diese Lehre ein Diskussionsgegenstand in weitesten Kreisen geworden. Es ist mir unendlich leid, daß solche Dinge, die, wie ich glaube, in der Richtung meines Talentes liegen, die ich aber nur mit Ihrem steten Beistand hätte machen können und dürfen, nicht von mir gemacht worden sind. Der Band, in dem die Wiederkehr

des Gleichen steht, hätte müssen zu einem Ereigniß in der Niezsche-Literatur werden. Sie dürfen mir glauben, gnädige Frau, daß es mir unendlich schwer ist, der Sache Friedrich Niezsches jetzt so fern zu stehen.“

Dieser Brief Dr. Steiners allein widerspricht in jedem Wort seiner gesammten Darstellung. Dr. Koegel gegenüber sagte er freilich genau das Gegentheil. Dr. Koegel schrieb mir am siebenten April 1897: „Dr. Steiner selbst hat mir später gesagt, daß ihm erst, als er im September das inzwischen von mir angefertigte Druckmanuskript gelesen habe, durch die von mir gemachte Anordnung die ganze Bedeutung dieser Ideen für die Entwicklung Ihres Bruders und ihr innerer Aufbau aufgegangen sei.“ Ich habe Dr. Steiner, als ich so unglücklich über die Veröffentlichung des zwölften Bandes war, diese Doppelzüngigkeit zum bitteren Bortwurf gemacht. Vielleicht wäre diese unglückselige Veröffentlichung unterblieben, wenn Dr. Steiner den Muth gehabt hätte, Daß, was er mir sagte, Dr. Koegel zu sagen: Koegel hat nun freilich die unglaublichsten Einschüchterungen versucht, um Steiner an der Aussprache seiner aufrichtigen wissenschaftlichen Meinung zu verhindern; zum Beispiel drohte er ihm mit einem Duell. Der Chef der Firma E. G. Raumann schrieb mir darüber am neunten Dezember 1896: „ . . . Vorerst ist zu betonen, daß Meinungsverschiedenheiten prinzipieller Natur unter Männern nicht so leicht zu ordnen sind, als Damen gemeinhin annehmen. Herr Dr. Koegel, der sich nach seinen Äußerungen von Herrn Dr. Steiner, der ihn bisher in jeder Beziehung Recht gegeben haben soll, in seiner Ehre gekränkt sieht, wird ohne jeden Zweifel Herrn Dr. Steiner fordern, und wenn Dieser sich nicht stellt, ihn in jeder Beziehung in Weimar und literarisch unmöglich zu machen suchen.“ Außerdem machte Dr. Koegel Dr. Steiner allerhand falsche Mittheilungen, um dessen Wunsch, Niezsche-Herausgeber zu werden, und die feste Zusage, die er mir in dieser Hinsicht gegeben hatte, als nutzlos und unausführbar darzustellen. Zum Beispiel hat er ihm gesagt (Dr. Steiner erwähnt diese Mittheilung in seinem gegen mich gerichteten Angriff) daß es eine Vertragsbestimmung gebe, wonach die Firma E. G. Raumann die Anstellung eines zweiten Herausgebers verhindern könnte, und daß der Chef der Firma erklärt habe, er würde niemals mit einem anderen Herausgeber als mit Dr. Koegel arbeiten. Aber diese Vertragsbestimmung existirte nicht und eine solche Erklärung ist von dem Chef der Firma niemals abgegeben worden. Beides beweisen die Akten. Hätte eine solche Kontraktbestimmung existirt, so wären die damaligen unerhörten Bedrohungen, mich zu anderen Entschlüssen zu bringen, vollständig unnöthig gewesen. Der gegen mich gerichtete Angriff Steiners soll nun beweisen, daß die wissenschaftliche Doppelzüngigkeit, die ich ihm in Bezug auf die „Wiederkunft des Gleichen“ vorgeworfen habe, ein Irrthum und eine Unwahrheit sei; ich glaube, er hat sie gerade in das hellste Licht gestellt.

Der Berabschiedungsbrief, den ich Dr. Steiner im Sommer 1898 schrieb, war noch so mild, daß er die Hoffnung auf Mitarbeit an der Herausgabe vielleicht doch noch nicht ganz aufgegeben hatte; jedenfalls ließ er ihn ein und ein halbes Jahr unbeantwortet, obgleich ihm damals durch Bekannte mitgeteilt wurde, daß ihnen der Inhalt — nicht auf meine Veranlassung — bekannt geworden war. So lange aber Dr. Steiner noch die geringste Möglichkeit sah, daß ich ihn an der Gesamtausgabe beteiligen könnte, schwieg er. Erst jetzt, wo er aus Hornessers Schrift sieht und wohl auch sonst gehört hat, daß er ganz überflüssig ist und im Nietzsche-Archiv philologisch sowohl als philosophisch Alles in bester Ordnung vor sich geht, sucht er sich zu rächen. Er thut es in einer Weise, die jeden unbefangenen Leser die Achsel zucken läßt. Bei dieser konfuseu, in sich widerspruchsvollen Darstellung begreift Niemand, was mir eigentlich vorgeworfen werden soll. Man gratuliert mir zu diesem jammervollen Angriff und sagt: etwas Schwächeres und Verworreneres könne man selten finden. Die Angelegenheit ist aber gar nicht verworren, sondern durchaus klar, wie man aus einem späteren Artikel noch deutlicher ersehen wird. Nur dadurch, daß Dr. Steiner alle wesentlichen Punkte in der Schilderung jener Vorgänge des Dezember 1896 weggelassen und sich außerdem eine Reihe freier Erfindungen gestattet hat, erscheint sie konfus und unverständlich. Herr Otto Erich Hartleben ließ mir offiziell mittheilen, daß ihn dieser „inferiore Klatsch“ veranlaßt habe, „seinen definitiven Rücktritt von der Herausgabe des ‚Magazin‘ zu erklären.“

In einem späteren Artikel werde ich einiges Nähere aus der Leidensgeschichte des Nietzsche-Archivs und den Herausgebernöthen mittheilen, aber nur die wissenschaftliche, literarische und buchhändlerische Seite der Vorkommnisse darstellen; die rechtliche Seite jener traurigen Vorgänge lasse ich unerörtert, da sich die Staatsanwaltschaft mit ihnen beschäftigt. Die ihr vorgelegten Dokumente und Akten dienen der heutigen wie der späteren Darstellung zur Basis. Ich hatte mich bisher nicht entschließen können, die Einzelheiten des gegen mich systematisch geführten Kampfes zur Kenntniß der zuständigen Behörde und der Öffentlichkeit zu bringen, zumal es mir widerstrebt, Herren anzuklagen, denen ich längere oder kürzere Zeit mein Vertrauen geschenkt hatte. Ich würde auch noch weiter zu dem Geschehenen geschwiegen haben, wenn man nicht dieses Schweigen falsch auslegte und wenn nicht die beteiligten Herren daraus Veranlassung nähmen, über die Verwaltung des Nietzsche-Archivs und meine Wirksamkeit bei der Herausgabe der Werke meines Bruders Behauptungen aufzustellen, die ich im sachlichen Interesse nicht unwidersprochen lassen darf.

Weimar,

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Nietzsche-Archiv April 1900.



Berliner Konzertleben.

Wenn man an Sonntagen in den berliner Zeitungen die Konzertanzeigen für die kommende Woche überblickt, so sagt man sich mit Stolz: Ja, Berlin ist doch die Musikzentrale der Welt! Man weiß nicht, soll man mehr die Produktionskraft oder die Verdauungsfähigkeit der Stadt bewundern; und nur Eins bedauert man, daß man als Einzelner so wenig davon genießen kann. Geht man aber der Sache näher, so schwindet der Respekt recht bald: nur wenige Programme, die interessiren, und allzu viele, die Gähnen, wenn nicht gar Widerwillen, hervorrufen. Ein Mensch von musikalischem Geschmac, der, völlig fremd, in die Hauptstadt käme, um seine Seele an Musik zu erlaben, würde ohne Weiteres schon aus den Anzeigen den Eindruck gewinnen: Was für ein kolossaler Betrieb . . . und was für ein kümmerlicher Betrieb!

Einen solchen Fremdling würde es frappiren — den Berliner frappirt Das längst nicht mehr —, daß meistens die Namen der Konzertirenden die Hauptrolle spielen, der Inhalt des Programmes dagegen nur angedeutet und fast immer als Nebensache behandelt wird. Die Kritik entspricht im Allgemeinen diesem verschrobenen Verhältniß — muß ihm zu ihrem eigenen Aerger entsprechen — und die Hälfte der Thätigkeit eines Kritikers besteht darin, Censuren an Konservatoriumsabiturienten zu ertheilen. Eine kritische Thätigkeit in großem Stil, bei der es sich nicht um die Musikanten, sondern um die Musik handelte, eine Tageskritik nach dem Muster Roberts Schumann, ist fast zur Unmöglichkeit geworden.

Ich will nicht in die bekannte Klage darüber miteinstimmen, daß junge Künstler ihre Konzerte mit großen Opfern vor einem „ausverschenkten“ Hause zu geben gezwungen sind. Was an all diesen Konzerten — und es ist die überwiegende Mehrzahl — aber so unangenehm auffällt, ist das Verlogene der ganzen Einrichtung: ihre Scheinöffentlichkeit; und daß die ganze Veranstaltung im letzten Grunde nichts als eine Schaustellung vor der Kritik und für die Provinz ist.

Aber vielleicht wird doch die Kunst dadurch gefördert? Daß eine erstaunliche Fülle künstlerischer Intelligenz und technischen Könnens im Laufe einer Saison in Berlin verausgabt wird, brauche ich nicht besonders zu betonen. Aber Kunst? Treten Sie mit mir an eine Lifsauffäule! Da finden Sie einen Liederabend mit Kompositionen aller Völker und Zeiten angekündigt: von den alten Italienern an bis zum letzten komponirenden Kritiker der Hauptstadt. Da finden Sie das Konzert einer Klavierspielerin und eines Geigers und Sie werden sehen, wie Jeder von Beiden seine besten Stücklein auslegt: eine Fuge von Bach, eine Sonate von Brahms, eine virtuose Mazurka von —ski und ein Pizzicato und Perpetuum mobile von —pschi. Nur immer hereinspazirt,

meine Herrschaften! Der berühmte Professor N. N., der es nicht mehr nöthig hat, Freikarten zu verschicken, wird den Teufelstrücker spielen! Er spielt zwar auch Anderes, Klassisches und Schönes, wie der Zettel lehrt, aber der Teufelstrücker ist besonders groß und fett gedruckt: man sieht, was der Herr Professor kann und auf welches feinsinnige Publikum er spekulirt.

Um Gottes willen, erschrick nicht, geehrter Leser! Ich bin so gut wie Du für alles Vortreffliche in der Welt dankbar und theile vollkommen Deine Vorliebe für manchen Künstler und manche Künstlerin. Es giebt ihrer noch immer, die ihre Aufgabe ideal auffassen und, wenn auch nicht gerade Vorkämpfer, immerhin doch echte Priester der Kunst sind. Aber es schmerzt, zu beobachten, wie das Virtuosenenthum selbst in die höchsten Künstlerkreise eindringt. Einer unserer ersten Geiger ließ im vorigen Winter eine halbschreckliche Seiltänzerei unmittelbar auf Beethovens Violinkonzert folgen und wurde tobend gefeiert; ein Anderer that kürzlich Schuberts „Erlkönig“ auf seiner Solo-geige ab; und ein Pianist, dem es sonst an Geschmac nicht mangelt, trägt mit Vorliebe das Vorspiel zu den „Meisterängern“ vor. Was soll uns aber der beste Holzschnitt nach einem Gemälde, wenn wir das farbenreiche Original unmittelbar in der Nähe haben? Kein Zweifel: die Herren glauben, sich zeigen zu müssen, — sich, sich und wieder sich. Zum Priesterthum hat jedoch noch immer Keuschheit gehört. Sogar zum Dienst der antiken Venus, wenn man mich recht verstehen will.

Es sind die Programme, die immer wieder zum Kopfschütteln nöthigen. Vor Allem ihre Anordnung! Selbst da, wo ein Abend nur Werke des selben Komponisten bringt, macht sich oft eine erstaunliche Nachlässigkeit in der Reihenfolge geltend.

Am Leichtesten befriedigen die Konzerte, die sich auf Kammermusik beschränken, so besonders die Quartettabende, die von vorn herein auf eine bestimmte Stilgattung angewiesen sind. In den Virtuosenkonzerten wird recht viel Mißbrauch mit den beliebten „historischen“ Programmen getrieben, die ihren Namen sehr zu Unrecht führen. Alle Geschichte bezweckt, Entwickelungen darzustellen und zu erklären; was jene Programme geben, sind aber nur Stichproben und die Wirkung gleicht der eines Bühnenvorganges, wo Einer deutsch, ein Anderer italienisch, ein Dritter französisch u. s. w. spricht. Ich höre schon: Das ließe sich nicht anders machen. Die Kritiker sollen doch sehen, daß man Alles beherrscht! Sehen, nicht hören; denn dazu haben sie keine Zeit. War die Arie schlecht: nun auf dem Programm stehen außerdem moderne Lieder; vielleicht sind gerade sie die Force des Sängers . . . Oder umgekehrt. Wissen kann man es nicht. Der überbürdete Irrling muß ja am selben Abend zwei oder drei Konzerte besuchen und der Konzertgeber weist ihm liebenswürdig einen Ekplaz an, damit er möglichst unauffällig in den Saal herein- und wieder hinaus schlüpfen kann.

Am Schlimmsten steht es mit Konzerten, in denen verschiedene Künstler mitwirken. Denn Jeder von ihnen entwirft sein Programm für sich, — mit einer klassischen Nummer, um sich als vollgiltigen Musiker zu bewähren, und mit einem technischen Sensationstück, um zu zeigen, daß er auch für den Circus begabt ist. Wir sind schon ganz daran gewöhnt, daß ein Konzert sich gerade verkehrt abwickelt, mit dem Gehaltvollsten beginnt und gegen den Schluß hin musikalisch im Sande verläuft. Das war früher anders: unsere Väter verlangten, mit einer werthvollen Musik im Ohr und im Herzen nach Haus zu gehen. Jetzt geht man meistens mit einer unbestimmten Erinnerung an den Vortragenden nach Haus — oder ins Restaurant — und ist oft genug froh, wenn sich diese Erinnerung beim zweiten oder dritten Schoppen verliert. Es ist immer das Selbe in dieser Welt der Noth und des Bedürfnisses, von der Schopenhauer sagte: „Sie ist eben nicht so beschaffen, daß in ihr irgend ein edles und erhabenes Streben ungehindert gedeihen und seiner selbst wegen dasein dürfte. Sondern, selbst wenn einmal ein solches sich hat geltend machen können, so werden alsbald die materiellen Interessen, die persönlichen Zwecke auch seiner sich bemächtigen, um ihr Werkzeug oder ihre Maske daraus zu machen.“ Dagegen sollte nun freilich von den Auserwählten offen und mit Ausdauer gekämpft werden. Aber Hans von Bülow ist tot!

Ich erkenne keineswegs die Schwierigkeit, mehrere Mitwirkende, von denen doch Jeder nur ein beschränktes Gebiet beherrscht, zu vereinigen. Es mag wirklich in manchen Fällen unmöglich sein, vor Allem bei Orchesterkonzerten mit obligaten Solisten. Aber Das ist ja gerade das Kümmerliche: warum denn große Orchesterkonzerte nicht auch ohne Solisten? Die Königliche Kapelle geht doch mit gutem Beispiel voran. Aber für gewöhnlich hilft's nicht: ein Solist muß auf dem Programm stehen. Der zieht. Also nimmt man einmal einen Klaviervirtuosen, einmal eine Sängerin, dann einen Geiger u. s. w. Und da es nur sehr wenige Violinkonzerte giebt, sind wir verurtheilt, bis zur Ueberfättigung das mendelssohnische und bis zum völligen Ueberdruß das zweite Violinkonzert von Bruch zu hören. Alles geht nach der Schablone. Erst kommt ein Orchesterstück, dann der Solist; erst die Faust-Ouverture von Wagner, dann, während noch der ganze Mensch im Hörer erschüttert ist, ein süßlicher mendelssohnischer E-Moll-Afford —: und der unglückliche Zuhörer sitzt wie in einer Kirche zwischen lauter andächtigen Leuten eingepfercht und kann nicht hinaus.

Just gestern erzählte mir ein weitgereister Freund von japanischen Hoffestlichkeiten und wie man sich da mit den europäischen Speisen abfinde; wie die guten Japaner den Braten, den Hummer und Schlagfahne, Gemüse und Käse, Alles auf einen Teller packen und der westlichen Kultur zu Liebe mit Wohlbehagen verzehren. Dir wird abel, geehrter Leser? Aber ich spreche ja von mongolischen Mahlzeiten, nicht von europäischen Konzerten . . .

Ja, ein Diner! Mit welchem Raffinement wissen wir das zu arrangiren, wie wird da die Auswahl, die Folge der Speisen und Weine unter Hinzuziehung von Sachverständigen erwogen, welche entzückenden Suiten erlebt man da vom Entree bis zur Cigarre: Das ist Kunst! Aber unsere Konzerte? Brillat-Savarin soll einmal... Doch lassen wir Das!

Und doch scheint das Publikum sich dabei andauernd wohl zu befinden. Es scheint das Bedürfnis nach vornehmen Formen verloren zu haben. Musikalisch genug ist die Masse wohl, die die Konzertsäle füllt; sie kennt Alles, was ihr vorgeführt wird. Nur zwei Dinge kennt sie nicht, die, wenn es so weiter geht, auch den ausübenden Künstlern bald ganz abhanden gekommen sein werden, zwei der wichtigsten Dinge, — oder im Grunde nur eins: Stilgefühl und Sinn für musikalische Architektur.

Daran liegt es auch, daß unsere Musikliebhaber im Allgemeinen neuen Erscheinungen so rathlos gegenüberstehen. Sie können nur Details erfassen und auch diese nur, wenn sie konventionell sind. Die Architektur der Stimmung — wenn ich mich so ausdrücken darf — etwa in der „Götterdämmerung“ oder in einer großen Symphonie ist ihnen fremd. Und was das Schlimmste ist: auch unseren ausübenden Musikern scheint das Stilgefühl verloren zu gehen. Sonst wäre die Art undenkbar, wie man sich mit den zwei bedeutendsten, noch wenig gekannten musikalischen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit absindet: mit Anton Bruckner und mit Hugo Wolf. Für ihn hat wenigstens der berliner Wolf-Verein Manches geleistet, wenn auch das Meiste und Beste nur innerhalb einer kleinen Gemeinde. Wo man an Liederabenden Wolf begegnet, sind es meistens eine oder zwei seiner bekanntesten Kompositionen, die lieblos zwischen anderes Modernes eingeschoben werden. Wer würde aber einen Boedlin zwischen Thumann und Seisert hängen?

Trauriger noch ist es um Bruckners Musik bestellt. Die letzten Jahre haben in Berlin von diesem Bruder Beethovens außer dem Ledeum im Ganzen zwei Symphonien gebracht, die vierte und — zweimal — die fünfte: beide Symphonien jedesmal mit entstellenden Streichungen. Und kaum eine Feder hat sich dagegen gerührt! Natürlich meinten die Dirigenten, die Darbietungen würden dem Publikum zu lang scheinen. Daran ist so viel richtig, daß kein Publikum im Stande ist, ein Riesengericht wie den letzten Satz der B-dur-Symphonie auf einmal zu überblicken, weil sich Jeder eben zu nah an den Dom heranstellt, dessen unendliche Größe er nicht ahnen konnte. Aber ist es deshalb erlaubt, Stücke aus dem Bauwerk herauszunehmen und das Uebrige nothdürftig, schief und krumm zusammengesetzt, statt des Originalen zu geben? Seltsam! Erst behauptet man, der ideenreiche Komponist sei nicht im Stande, eine einheitliche Form zu schaffen; und dann werden seine Werke entstellt an die Öffentlichkeit gebracht. Das ist freilich eine bequeme Beweisführung. Allein

jene weitverbreitete Ansicht ist ein Irrthum, so gut wie es ein Irrthum war, im „Lohengrin“ und in den „Meisterfingern“ ganze Strecken entbehrlich zu finden. Bruckners Symphonien sind organische Gebilde, sie sind viel organischer und innerlich gesetzmäßiger als Werke, deren kraftloser Körper von außen alle Knochen zählen läßt; wird an ihnen herumgeschritten, so bluten sie und wellen wie Birken im Frühjahr. Das weiß natürlich nur, wer ihr reiches inneres Leben schon in sich aufgenommen hat; ahnen sollte es aber Jeder, dem je in irgend einer Kunst ein göttliches Werk, das ihm anfänglich verschlossen war, sich liebesgewaltig offenbarte. Wie viel bilden wir uns heutzutage auf unsere Bach-, Beethoven- und Schubert-Abende ein und wie bereit sind wir, auf jene „Botokuden“ zu schelten, die den großen Meistern der Vergangenheit mit ihrer kittelnden Weisheit einst das Leben sauer gemacht haben. Erst sollten wir aber zusehen, wie wir selbst unsere Zeitgenossen behandeln, ehe wir andere Zeiten tabeln.

Steglit.

Gustav Rühl.



Die Aera Schlenther.

Das I. I. Hofburgtheater wurde früher die erste deutsche Bühne genannt. Das ist noch gar nicht so lange her; seit den zwei Jahren der Direktion Schlenther klingt es freilich wie eine Legende. Dennoch, glaube ich, mag wohl auch jezt noch in Deutschland — wäre es auch nur aus Pietät — Interesse für die Schicksale einer so alten Kulturstätte bestehen. Undergessen ist es noch, daß in den Zeiten dumpfsten Gottesgnadenthumes hier wenigstens dem deutschen Drama ein Mittelpunkt geschaffen war. Hier war — unter Mitwirkung vieler norddeutschen Schauspieler — eine glückliche Mischung aus nordischem Ernst und südlicher Grazie entstanden; hier wurde — das größte Geheimniß vornehmer Kunst — gearbeitet, ohne daß man die Arbeit merkte. Eine Bühne, an der Grillparzer und der in den Zeiten des „Weißen Rössel“ wohl mit Unrecht gering geschätzte Bauernfeld die ersten Schritte thaten, darf auch wohl heute, da dem Glück der Anfang vom Ende folgte, Theilnahme für sich beanspruchen.

Diesen Niedergang haben nicht etwa ausschließlich allgemeinere Motive bewirkt. Das ist in Oesterreich überhaupt das Sonderbare, daß bei uns neben der allgemeinen Entwicklung auf allen Gebieten die Unfähigkeiten der einzelnen führenden Personen einen traurigen Einfluß nehmen. Unsere Politik giebt dafür seit einigen Jahrzehnten das Beispiel. Doch muß zugegeben werden, daß die Zeit für die Hoftheater nicht günstig war. Die Revolutionen der Wissenschaft drangen auch zu den paar Leuten, die sich damals bemühten, der mehr als zwei

Jahrtausende alten Grammatik des Dramas eine zweite, verbesserte Auflage zu geben. Es läßt sich schließlich begreifen, daß die Hoftheater Dramen verschlossen blieben, die der heutigen Gesellschaft unerbittlich den Krieg erklären. Dennoch wäre ein ernstes Mitgehen — wenn auch nicht Voranschreiten — den Bühnen der Höfe möglich gewesen; sie wären nicht gezwungen gewesen, am Wagen der modernen Kunst das fünfte Rad zu bilden. Und wäre Das in Wahrheit des Niederganges einziger Grund gewesen, so müßten die Hoftheater in der allerletzten Zeit zur höchsten Blüthe gelangt sein. Ist doch jetzt, wie immer und überall, den Revolten die Reaktion gefolgt. Herr Hauptmann hat seiner kräftigen *Germinalkopie*, den „Webern“, die armselige *fait-divers*-Tragoedie des „Fuhrmann Henschel“ folgen lassen; und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird Raupach's seliger Erbe auf diesem Wege ruhig seine Lantienen pflücken, ohne wieder neue Bahnen zu brechen. Auch die meisten anderen Stürmer und Dränger haben eingeschwenkt wie die Unteroffiziere. Die Zeitungen berichten uns mit ammuthiger Genauigkeit von den neuen Werken unserer führenden Dramatiker. Märchen, nichts als Märchen. Ueber Nacht haben die Herren wieder einmal die Romantik entdeckt; und so haben sie sich leichten Herzens entschlossen, die Ehe und die Gesellschaft augenblicklich noch zu lassen, wie sie jetzt sind. Die selben Herren, die früher in den Vorstadtgasthäusern Berlins und Wiens nach Stimmungen haschten, stöbern jetzt eifrig in den indischen Epen. Man sollte denken, Das sei für Hoftheater die günstige Zeit; allein das wiener Burgtheater zeigt keine neuen Triebe: die Altersschwäche hat bereits alle Kräfte dieses edlen Körpers verzehrt. Da versucht Herr Direktor Schlenker es mit einem Gewaltmittel; medizinisch gesprochen: mit einer Aetherinjektion, die den Sterbenden noch einmal aufzucken läßt, aber dafür seinen Tod beschleunigt.

Als Herr Dr. Schlenker in Wien einzog, setzten Publikum und Kritik große Hoffnungen auf ihn: fast alle Wiener, die nicht die *Vossische Zeitung* lesen — und es giebt wirklich solche Wiener — hielten ihn für einen Theaterkenner. Es wäre ungerecht, wollte man leugnen, daß er eine überschuldete Erbschaft antrat. Acht Jahre lang hatte Herr Burckhard, ein temperamentvoller Dilettant, mit einem nur in Wien möglichen leichten Sinn das Burgtheater geleitet. Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur annähernd besprechen, wie diese kostbaren, entscheidenden Jahre unnütz verthan wurden. Begnügen wir uns mit dem Ergebnis: als der neue Direktor einzog, fand er keine Schauspieler, keine Dichter und kein Publikum. Wenn jemals, so war damals Laubes vor dreißig Jahren gesprochenes Wort wahr geworden: „Das Burgtheater, die letzte Haltestätte des leider planlos hintaumelnden deutschen Theaters, treibt wie ein steuerloses Floß auf den gefährlichen Wellen des Zufalls und ist in Gefahr, verloren zu gehen . . .“ Vielleicht hätte Eins noch helfen können: Das, womit Laube der Bühne aushalf, als Jahre lange Mißwirthschaft und die Stürme des Jahres 1848 das Burgtheater in eine ähnliche Krise getrieben hatten. Dieses Mittel hieß: unausgesetzte, ernste Arbeit. Man hätte von allen Bühnen und von den Schauspielschulen sich junge Kräfte holen und in gewissenhafter Leitung sie bilden müssen. Man hätte, statt mit den Privattheatern in eine entwürdigende Fehljagd nach Sensationstücken einzutreten, nach neuen Talenten ausspähen müssen. deren Art sich in den Schranken des Burgtheaters hielt oder halten ließ. Aus

dem alten Spielplan hätte man das Werthvollere hervorholen und schließlich in zahllosen Proben, bei immer sich steigenden Aufgaben, die zusammengewürfelten Schauspieler zu einer höheren Einheit verbinden müssen. Das Alles erhoffte man von Schlenther, da man bei uns die Begriffe Preuze und Tüchtigkeit für gleichbedeutend hält. . . Und was geschah?

Herr Schlenther kam. Zuerst verbeugte er sich in seiner Antrittsrede vor dem Generalintendanten, einem ganz nebensächlichen Herrn, und zwar gleich so tief, daß man glaubte, er werde überhaupt nicht wieder aufstehen können. Dann hielt er eine Rede an die Schauspieler, in der er sich den Horatio des Burgtheaters nannte, obwohl doch, um bei „Hamlet“ zu bleiben, der „Totengräber“ die für ihn geeignete Rolle war. Gespannt wartete man nun, welcher Geist dem Herrn Horatio von eigenen Gnaden erscheinen würde. Man hatte gut warten; Herr Schlenther machte noch in aller Eile einen für sich recht vortheilhaften Kontrakt, eilte dann ins Advenbräu und wartete dort auf Herrn Rainy, der nach einem Jahre — Herrn Burdhard danken wir es — kommen mußte.

Jetzt vergrößerte sich das Interesse der Wiener. Man wußte, daß Ludwig Speidel, den der neue Herr in seinem dünnflüssigen Hauptmannbuche einmal die „erste kritische Großmacht Wiens“ genannt hatte, das reichenberger Bier bevorzuge. Der neue Direktor hatte sich trotzdem für Advenbräu entschieden. Und ängstlich wartete man, wie diese beiden Weltanschauungen auf einander stoßen würden. Doch Schlenther, dessen Unterwürfigkeit gegen Mächtige man nicht hoch genug anschlagen kann, entging auch dieser Gefahr.

Ich bemühe mich wirklich, ernsthaft zu bleiben. Aber: difficile est satiram non scribere. Oder soll ich Ihren Lesern vielleicht die Bilanz der vorläufigen Kera ziehen? Sie brachte uns zuerst die „Neigung“ von J. J. David, — bei aller Anerkennung für den Lyriker und Novellisten eine klägliche Niederlage; dann kamen — die Totenliste wäre zu lang; nur einzelner Gräber sei gedacht —: Falbas „Herostrot“, Meyers „Bielgeprüfter“, Rosmers „Peter Kron.“ Der einzige Erfolg war der schlecht gespielte „Fuhrmann Henschel“, der übrigens den verfahrenen Wagen des Burgtheaters nur recht langsam vorwärts brachte. Daneben die beiden auch in Berlin bekannten Szenen des Herrn von Hofmannsthal, — schöne Leichen; und von Schnitzler das trotz wirksamer Exposition verfehlte „Bermächtniß“ und seine drei Einakter, die, schlecht inszeniert, bei vorgerückter Saison gespielt und von einem wichtigen Theil der dem Dichter übelwollenden Kritik schlecht behandelt, nicht gefielen; der „Grüne Kalaba“ gewiß mit Unrecht. Bleibt nur noch „Cyrano,“ Rostands entzückende Operette, die, verklärt und langsam genommen, uns des Regisseurs Schlenther nur die Wiener überraschende Unfähigkeit zeigte.

Das war die literarische Bilanz; die schauspielerische ist noch viel trostloser. Eine Talentlosigkeit nach der anderen gastirte, mißfiel und wurde engagirt. Es ist dahin gekommen, daß die Agenten den „Mitgliedern des k. k. Hofburgtheaters“ auch an den kleinsten Provinztheatern nur noch mit Schwierigkeit Gastspiele verschaffen können. Die Provinzpresse sagt bereits offen, daß solche Kräfte ihrem Publikum nicht genügen und höchstens noch fürs Burgtheater gut genug seien. Aber nichts konnte die dreiste Zuversicht des Direktors erschüttern: erstens hatte er den Kontrakt in der Tasche und zweitens mußte ja Rainy kommen.

Der Retter erschien. Und wieder erleben wir die beschämende Erscheinung des Dauergastspieler am Burgtheater. Doppelt beschämend, weil es diesmal kein Mitterwurzer ist, kein großer Künstler, sondern ein sehr begabter Nebenspieler, der aus tausend klugen Künsten sich eine Gesamtwirkung zusammenfragt, aber noch niemals einen warmblütigen Menschen auf die Bretter gestellt hat. Als Heinrich Laube den großen Virtuosen Dawison entließ, schrieb er die prächtigen Worte: „Ich war innerlich gar nicht sehr abgeneigt, auf ihn zu verzichten. Sein virtuoses Herausdrängen aus einem harmonischen Ensemble erschien mir immer bedenklicher, sein eitler Trieb nach Solospiel beherrschte unser Ensemble immer ärger. Uns aber in Wien, denen die Schauspielkunst eine edle Kunst ist, war doch und ist das Ensemble das Ziel dieser Kunst. Das Endziel schauspielerischer Bestrebung ist uns das ganze Gemälde, nicht aber die einzelne Figur. Das Stück als Kunstwerk soll ganz hervortreten; und Das gelingt nicht, wenn der einzelne Schauspieler sich ungebührlich vorbrängt oder wohl gar aus dem Rahmen springt.“ An den Mann, der Solches schrieb, wagte Schlenther zu erinnern; und er ist glücklich, das Burgtheater nun auf lange Jahre hinaus an den typischen „Solospieler“ Rainz gekettet zu haben. Freilich ist es bequemer, Herrn Rainz fünfmal in der Woche spielen zu lassen, als nach neuen Stücken und Schauspielern Umschau zu halten. Doch diese Art von Erfolgen dauert nie lange; als Ritterwurzer starb, mußte Herr Burckhard unter läppischem Vorwand das Burgtheater schließen lassen, um nicht ausschließlich vor den Billeteuren zu spielen. Und da Rainz nicht gleich zu haben war, wurde der Direktor weggejagt, so brutal, wie man in Wien — siehe Schreyvogel und Laube — sonst nur verdiente Leute wegjagt. Aber auch ohne traurige Zufälle ist dieser Zustand für längere Zeit unhaltbar; das Burgtheater hat wegen seiner theuren Preise ein — besonders für klassische Stücke — zu kleines Publikum, um Jahre lang durch die Zugkraft eines einzigen Schauspielers gefüllt werden zu können. Nach höchstens drei Jahren wird dieses Theater überhaupt mit gar keinem Mittel mehr zu füllen sein. Und dann wird Herrn Schlenther wohl das gleiche Geschick ereilen wie Burckhard. Ob auch er dann bei irgend einem Blättchen ein kritisches Ausstragstück finden wird? Das ist nämlich eine ausschließlich wienerische Sensation: wenn bei uns Jemand sich in einem Amt unfähig gezeigt hat, so freut es uns, noch ferner schwarz auf weiß zu sehen, daß er auch später nichts zulerni.

Zum Schluß noch ein kleines Detail. Als Bahnbrecher der Jugend, als Verkünder frischer Talente dachte sich Wien den Mann, den eine geschäftige und geschäftliche Legende zum Paulus der Moderne geschaffen hatte. In Wien, der Stadt der Verkehrtheiten, wurde Paulus zum Saulus. Nicht ein einziger noch unbekannter junger Dichter wurde bisher unter der Direction Schlenther dem Burgtheaterpublikum vorgeführt. Und es giebt in Wien junge Schriftsteller, die den Beweis erbrachten, daß ihnen vom Burgtheater ihre Stücke ungelesen zurückgeschickt wurden. Doch warum sollte sich der phlegmatische Apostel durch Arbeit aus seiner behäbigen Ruhe aufstöbern? Wenn nur heute das neue Faß schmeckt und wenn vom Rainzabend der Kassirer einen guten Rapport bringt, dann läßt sich der Apostel a. D. befriedigt ein frisches Glas bringen.



Goodwill.

Das Handelsgesetzbuch legt den Mitgliedern des Vorstandes und des Aufsichtsrathes einer Aktiengesellschaft, falls sie zu ihren Gründern zählen, die Verpflichtung auf, Revisoren zu bestellen, die den Hergang der Gründung zu prüfen und festzustellen haben, ob über die Angemessenheit der für die eingelegten oder übernommenen Gegenstände gewährten Beträge Bedenken obwalten. Erst nach Erstattung des Prüfungsberichtes darf die Aktiengesellschaft vom Richter in das Handelsregister eingetragen werden. Leider sind die Funktionen des Registrirrichters rein formelle. Seine sachlichen Bedenken gegen die Eintragung einer neugegründeten Gesellschaft hat er zurückzudrängen, wenn alle gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten erfüllt sind. Zwar würde manches Unglück verhütet und manche Unbequemlichkeit vermieden werden, wenn der Richter an der Thätigkeit der Revisoren theilnehmen könnte; damit aber würde er seine Amtsbefugniß überschreiten. Diese Schranke macht die Errichtung zahlreicher Gesellschaften möglich, die die Bezeichnung „Goodwill“ verdienen. Bei einem vor etwa einem Jahre begründeten Aktienunternehmen fand man zum ersten Mal für ein etwa 1½ Millionen Mark betragendes Konto, dem jede buchmäßige Unterlage fehlt, diesen englischen Ausdruck. Die Gründer wollen jene Summe als Equivalent für die in die Gesellschaft eingebrachten Erfindungen und Patente gelten lassen. Die Revisoren gesehen aber, daß sie gar keinen rechnerischen Anhalt für den großen Posten gefunden haben. Sie haben ihm den der englischen Terminologie entnommenen Namen „Goodwill“ gegeben, der eine Gesamtheit rein ideeller, nicht greifbarer Güter bezeichnen soll, wie Patentkonto, Firmenwerth, Antheil an zukünftigen Ideen, Hoffnungschancen, Vertrauen zur Tüchtigkeit des Geschäftsinhabers. Das sollte bedeuten: wenn mangels beigebrachter patentamtlicher Taxen oder sonstiger sachverständiger Belege ein Patentwerth von etwa 1½ Millionen Mark vorliege, müsse man annehmen, daß das ad hoc geschaffene Konto die Summe der Zukunftserwartungen der Gründer repräsentire. Die Kapitalisirung künftiger Erwerbchancen, ein bei deutschen Aktiengesellschaften nicht mehr so ungewöhnlicher Bilanzposten, wie die Revisoren anzunehmen scheinen, dient übrigens in dem vorliegenden Falle — es handelt sich um die Industrie-Aktien-Gesellschaft Lichtenberg in Berlin — zum Theil noch dazu, das rechnerische Equivalent für eine materiell als Gründergewinn aufgefaßte Summe von mehr als einer Million Mark zu bilden. Natürlich ist die mit einem Aktienkapital von 2 400 000 Mark gegründete Gesellschaft, die neben einer berliner Firma noch eine kleine, unbedeutende leipziger Maschinenfabrik in sich aufnahm, nach kurzem Dasein verkracht. Jetzt erst darf die Justiz in der Person des Konkursrichters ein Wortlein mitreden. Vielleicht hat er Anlaß, von seinen Wahrnehmungen der Staatsanwaltschaft Mittheilung zu machen, — aber nur unter der Voraussetzung, daß bei der Gründung irgend welche Unredlichkeiten begangen oder die Geschäftsbücher nicht ordnungsmäßig geführt sind. Wenn nicht, so interessiert die Industrie-Gesellschaft Lichtenberg nur noch die Gläubiger und die Aktionäre, die unvorsichtig genug waren, sich die werthlosen Papiere billig anzuschaffen, und nun das Nachsehen haben. Dem Unternehmen fehlte die Bankverbindungen, in der immerhin einige Gewähr des Erfolges liegt; denn mindestens muß für die Banken selbst aus den Geschäften, die ihnen angetragen werden, Etwas herauskommen, falls sie für die Betheiligung an ihnen im Publikum Stimmung

machen sollen. Selbst die Kasgeber unter den Banken stürzen sich nur auf eine Beute, bei der das saule Fleisch wenigstens noch an festen Knochen hängt.

Merkwürdiger als eine Privatpleite ist es, wenn eine trotz allen gesetzlichen Vorsichtsmaßregeln doch ziemlich autokratische Aktiengesellschaft auch einmal in einen Millionenkonkurs verfällt. Auf den Namen des falliten Bankiers Müller in Görlitz, der an den Neigungen eines ungerathenen Fräulechens zu Grunde gegangen ist, konnten in den letzten beiden Jahren an den europäischen Börsen mehr als zweihundert Millionen Mark umgesetzt werden; ein einziges berliner Bankhaus führte für ihn während dieser Zeit Geschäfte im Umfang von dreißig Millionen Mark aus, — und doch konnte er den grünen Zweig, auf dem er einst gesessen hatte, nicht wieder erreichen. Nicht, daß er für 700 000 Mark Depots unterschlagen hat, ist auffällig — die Noth ließ ihm keinen anderen Weg —, sondern, daß ihm von seinen Geschäftsfreunden ein über seine Mittel weit hinausgehender Kredit eingeräumt wurde. Eben hat eine der ersten deutschen Banken ihren Depositenlassen strenge Vorsicht in der Annahme von Börsenaufträgen eingeschärft und die Direktoren fast aller größeren Finanzinstitute nehmen, nachdem der letzte Jahresabschluß von der Generalversammlung genehmigt und mit den ihnen verschuldeten Aufsichtsrathmitgliedern hier und da ein ernstes Wörtchen geredet wurde, eine peinliche Revision der Kundenkonti vor. Von den 132 Forderungen, die in dem müllerschen Konkurs geltend gemacht werden, darf etwa die Hälfte auf Anerkennung nicht rechnen, denn der Konkursverwalter erhebt gegen sie den Differenzeinwand. Dieses Gespenst sollten die Bankiers nicht so leicht misachten; es kann ihnen aus jedem Provinznest, wo ihre Kundenschaft sitzt, entgegenrinsen. Für leichtsinnige Kreditirung ist die Erhöhung der Provisionssätze kein Aequivalent. Die Privatbankiers in der Provinz regen sich außerdem immer kräftiger gegen die ihnen zugemuthete Vertheuerung der Umsätze und wollen allmählich eine Organisation schaffen, die die Macht der berliner Stempelvereinigung brechen soll. Dieses an sich sehr aner kennenswerthe Bestreben darf aber auf keinen Erfolg rechnen, denn bei wichtigen Geschäften sind sie auf die energische Mitwirkung ihrer potenten berliner Kollegen angewiesen, die sich das Mitthun mit Recht — zumal angesichts der Steigerung aller Geschäftskosten — so gut wie möglich bezahlen lassen.

Die trotz allem äußeren Glanz und trotz dem industriellen Aufschwung schlimme Misere des Börsenvermittlungsgeschäftes wird durch das Schicksal der hamburgerschen Mollerbank beleuchtet. Ein großer Prozentsatz der Umsätze bei den Maklern wird dieser Bank, der sie nach den Bestimmungen des Börsenregulativs aufgegeben werden sollen, vorenthalten. Dadurch hat sich ihr Gewinn in einem vorder der Arbeitslast noch dem Risiko entsprechenden Verhältniß ermäßigt und sie muß ihre Auflösung in Aussicht nehmen. Um diesen Schritt zu verhüten, wäre sie genöthigt, von jeder mit ihren Maklern Geschäfte abschließenden Börsenfirma einen beträchtlichen Prozentsatz vom Nominalwerth der Effekten als Garantieprovision und außerdem einen festen monatlichen Beitrag, also eine richtige Unterstützung, zu erheben. Natürlich stöße eine solche Besteuerung auf Widerstand.

Die kleineren Börsen können in der gegenwärtigen Periode des Kapitalismus und der durch ihn geförderten Entwicklung allen Gemesenes zum Großbetrieb nur dann noch auf einen lebhaften Verkehr rechnen, wenn sie die intelligenten und unermüdblich rührigen Kräfte der Centralmärkte in den Ansprüchen auf Entlohnung

ihrer Arbeit unterbieten. Daher denn auch die Sucht, es mit diesem und jenem Papier an verschiedenen Börsen zu versuchen. Besonders fühlbar ist dieser Zustand in Oesterreich-Ungarn. Budapester Spekulanten besitzen ein großes Konto bei berliner Kommissionären und lassen hier, da ihnen ihr Vaterland offenbar zu klein geworden ist, jene Käufe in Montanwerthen ausführen, deren Herkunft der Börse räthselhaft und unbegründet schien. Die internationale Höflichkeit, die unsere Banken ihren neuen Kunden durch Ausführung belangreicher Aufträge bezeigen, ohne daß sie für ihre Sicherheit bürgen könnten, dürfte sich noch schlecht bezahlt machen. In Paris ist die ungarische Spekulationslust glatt abgefallen. Das Mandat, der Kronrente dort einen Markt zu schaffen, wurde natürlich ganz inoffiziell und in unverbindlicher Form eingeleitet. Es sollte zunächst ein Fühler vorgestreckt werden; so versuchte denn eines schönen Tages eine pariser Privatfirma, die ungarische Anleihe bei der Coulisse einzuführen, ohne jegliche Autorisation, lediglich auf eigene Faust und auf eigenes Risiko. Der pariser Markt wollte von diesem Versuch nichts wissen; und so kann denn mit Zug und Recht der Behauptung, daß die pariser Kotirung der Kronrente offiziell beantragt sei, mit der bei verdächtigen Dementis üblichen Schärfe entgegengetreten werden. Dennoch entfaltet der Generalgemaltige der Oesterreichischen Kreditanstalt, Herr von Rauthner, eine eifrige Thätigkeit, um den pariser Markt auf die Ausnahmefähigkeit und -willigkeit für österreichische und ungarische Emissionen zu prüfen, die die internationale Rothschildgruppe vorbereitet. In Wien selbst besteht keine Hoffnung, den Niedergang der Börse aufzuhalten. Jetzt sucht gar die Regierung die Privatbahnen, deren ergiebige Einnahmen ihr ein willkommenes Steuerobjekt sind, durch skrupellose Investitionsforderungen zu entkräften. Dadurch wird das Publikum von der Anlage seiner Kapitalien in Eisenbahnwerthen geradezu abgeschreckt. Die Buschtiehrader Bahn muß in den nächsten Jahren allein zehn Millionen Kronen, die sie sich durch Aufnahme einer vierprozentigen Prioritätenanleihe zu beschaffen gedenkt, daran wenden, um die Erfordernisse der Investitionen zu decken. Auch in diesem Falle, wie bei jeder auf unerprobte Patente aufgebauten Gesellschaftsgründung, werden Zukunftsgewinne vorweggenommen und besteuert, obwohl es sich lediglich um Hoffnungen handelt, deren Erfüllung von tausend Zufälligkeiten bedroht wird. Die Oesterreichische Kreditanstalt zeigt ja den besten Willen, Leben in den Industrie- und Geldmarkt zu bringen; aber auch sie scheint nur noch auf den Weg des Monopols zu hoffen. Sie verhandelt, im Bunde mit der Ungarischen Kreditbank, mit allen größeren böhmischen und ungarischen Papierfabriken, um sie im Rahmen einer Aktiengesellschaft zu vereinigen, und setzt so großes Vertrauen in die Macht, die sie von der selbständigen Festsetzung der Papierpreise zu gewärtigen hat, daß sie den Fabriken unbeschränkte Betriebsmittel bereitzustellen geneigt ist. Einstweilen aber ist keine Aussicht, das riesenhafte Aktienkapital, das zur Ausführung dieses Gedankens nöthig wäre, in Oesterreich und Ungarn zusammenzubringen; und das Ausland darf diesmal nicht zu einer Hülfsleistung herangezogen werden. Der Optimismus, den die Banken der Doppelmonarchie noch hegen, verdient Bewunderung. Ich fürchte aber, daß sie greifbare Früchte ihrer Mühe nicht ernten werden, so lange der Bedarf des Landes selbst nicht den Beweis bringt, daß er die bestehenden Industrie-Gesellschaften vollaus beschäftigen kann. Vorläufig lassen sich die in den Börsenprospekten ausgesprochenen Erwartungen, auf die Einzahlungen gefordert werden, nur unter das Konto „Goodwill“ bringen.

Selbstanzeigen.

Die Blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Leipzig 1900. Verlag von Eugen Diederichs.

Da wir jetzt vor einer Periode der Neuroromantik stehen, so erschien die Wiederbelebung der älteren romantischen Lyrik eine nothwendige Aufgabe, der ich mich zusammen mit Herrn Dr. Jacobowski unterzogen habe. Ich hatte so das Glück, diese Sammlung gemeinschaftlich mit einem Lyriker zu veranstalten, der selbst mit Erfolg auf den Wegen des Volksliedes wandelt. Die Sammlung ist aus der Lecture von über dreihundert Gedichtbänden hervorgegangen, die zum Theil völlig verstaubt und vergessen sind. Aber auch Wohlbekanntes haben wir nicht verschmäht und die Lyrik der den Romantikern verwandten Dichter, so weit sie auf den romantischen Ton gestimmt war, zur Vervollständigung dieses streng chronologisch gestalteten Entwicklungsbildes mitbenutzt. Unser Weg geht von Klopstock bis zu Nietzsche. Ich habe dem Buch eine Einleitung und Herr Jacobowski hat ihm einen Essay „Zur Psychologie der romantischen Lyrik“ vorausgeschickt; die Register geben die nothwendigsten philologischen Quellennachweise. Für die Ausstattung benutzte der Verlag hinterlassene Entwürfe des Dichters und Malers Ph. O. Runge. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



Gedichte von Friedrich Hölderlin. Bibliothek der Gesammlliteratur No. 1290 bis 1292. Otto Hendel, Halle a. S.

Schon 1893 war meine Ausgabe der hölderlin'schen Gedichte geplant. Die Sache verzögerte sich und inzwischen erschien die in ihrer Art mustergiltige Lihmann'sche Ausgabe, die sich aber mehr an die philologisch Gebildeten als an die nur ästhetisch Genießenden richtet. Die vorliegende Ausgabe ist dagegen für das nicht philologisch erzogene „Volk“ bestimmt, zu dem auch Minister, Offiziere, Bankiers, Studenten und Doktorinnen gehören können. In Rücksicht auf den gebotenen Raum mußte ich das Vorwort so kurz wie möglich fassen. Fortblieb namentlich eine längere Ausführung über Hölderlin's Verhältnis zur Antike. Ich will aber an dieser Stelle hervorheben, daß Hölderlin trotz seiner Schwärmerei für Hellas von der Realität der Antike nur eine sehr blasse Ahnung hatte: er steckte tief in der Gefühlschwärmerei des vorigen Jahrhunderts, die ohne Klopstock, Schiller und Rousseau undenkbar wäre.

Hofen.

Dr. Oskar Vinko.



Stimmungen. Gedichte. Mit Umschlagzeichnung von Engelbert Weiner. E. Pietsch's Verlag, Dresden und Leipzig, 1900.

Was ich in drei Jahren erlebt und erlitten habe und wie mich mein freudiger Glaube an die Schönheit trotz Allem nie verließ, davon berichten diese

Blätter. Und so wage ich es, die Leser der Freieigenplare — gekauft wird ja deutsche Lyrik doch nicht — um nachsichtige und liebevolle Beurtheilung zu bitten.

Brünn.

Paul Stefan Gränfeld.

Der dritte Bruder. Novellen, Verlag von Schuster & Köffler, Berlin.

Des Gesetzes Erfüllung. Roman, Verlag von Karl Reiskner, Dresden.

Diese beiden Bücher haben eine Geschichte. Der dritte Bruder von Schlaf und Tod, der Wahnsinn, dessen Reich die Irrenhäuser sind, ist keine ansprechende Erscheinung und die künstlerische Behandlung des Irrenwesens bietet große technische Schwierigkeiten. Ich hatte deshalb von vorn herein auch nicht die Absicht einer belletristischen Einleitung.

Aber ich hatte im „Magazin für Literatur“ unter dem Gesamttitel: „Auch in einem Totenhaus“ vier Artikel, über die Aufnahme, den Aufenthalt, die Entlassung und die Wärterfrage in Irrenhäusern veröffentlicht.

Diese Arbeiten trugen mir von der einen Seite Haß und Feindschaft ein; von der anderen Seite aber wurde ich mit Briefen von Leuten überschüttet, denen nach ihrer Ansicht in den Irrenhäusern Unrecht geschehen war. Dann fand sich ein unternehmender Verleger, es fanden sich Menschenfreunde, die in mich drangen, die Uebelthäter des Irrenwesens in einer Brochure vor die Öffentlichkeit zu bringen. Ich fing damit auch an, überzeugte mich aber während der Arbeit, daß meine persönlichen Beobachtungen nicht ausreichten, um diese Aufgabe rein sachlich durchzuführen.

Was ich schon geschrieben hatte, verarbeitete ich zu zwei Aufsätzen, die in der „Wiener Revue“ erschienen, und zu einem Feuilleton. Nun schreiben wohl die meisten Leute ihre Novellen und Romane des Ruhmes oder des Geldes halber. Daß davon mit Irrenhausgeschichten kaum Etwas zu erreichen sei, sagte ich mir natürlich selbst. Aber man kann doch aus Mitleid schreiben und wünschen, die mitleidige Aufmerksamkeit Anderer zu erregen, damit sie hingehen und die Thränen trocknen, die in den Gräbern der Lebenden vergossen werden. In diesem Sinne schrieb ich den „Dritten Bruder“. Keun von den elf Skizzen lehnen sich an die Wirklichkeit an. Die letzte, „Die Offenbarung Johannis“, ist frei erfunden.

Ganz vereinzelte Stimmen der Kritik verstanden, was ich wollte, die meisten aber sprachen von Geschmacklosigkeit, bedauerten, daß ich mein Talent nicht an andere Stoffe wende, und beinahe alle erklärten, ich würde wohl weiter nichts können. Das gefiel mir nun doch nicht; und da schrieb ich den Künstlerroman: „Des Gesetzes Erfüllung“. Ich hielt ihn für einen „besseren“ Familienblatt-Beitrag, glaube aber heute nicht, daß es ein deutsches Familienblatt giebt, das diesen Roman nicht schon abgelehnt hätte. Schließlich fand der Verleger Reiskner den Muth, ihn als Buch herauszugeben.

Wittenberg.

Adine Gemberg.



Theaternotizbuch.

Ein Forstgehilfe vermischt an seinem Mädchen die rechte Brautzärtlichkeit. Er möchte, wenn er heiß von der Biersch oder dem Fuchsfang heimkommt, herzen und küssen und ärgert sich an der spröden Scheu der ihm Verlobten. Was sie nur hat? Das kommt von der verdrehten neumodischen Erziehung. Wer dachte früher daran, ein Förstermädchel in eine Pension zu schicken, wo irgend ein Mannweib der Jungfer Schrauben in den Kopf setzt, und sie dann Bonne werden zu lassen? Die Bonnenfrohn hat ihr zwar nicht behagt, aber zu Hause, im Wald, gefällt es ihr seitdem auch nicht mehr. Sie träumt von höheren Zielen und schämt sich nicht, vor Vater und Bräutigam zu sagen, auch eine Frau könne heutzutage frei über ihr Leben verfügen. Es wird Zeit, daß sie heirathet; der klobige Eheherr wird ihr die Ruden schon austreiben. Doch da weht der Schneesturm einen Erfrierenden ins Försterhaus, ein vorbestraftes Subjekt, einen Federfuchser, der wegen einer im berliner Asyl für Obdachlose entstandenen Schlägerei eingesperrt war und im tiefsten Winter dann, um Etwas zu erleben, eine Landpartie gemacht hat. Der junge Herr nimmt den Mund sehr voll, redet von sozialen Pflichten, von den Aufgaben einer neuen Zeit, — und macht mit seinem Gefasel die Trude vollends verrückt. Weg will sie, nach Berlin, lernen, helfen, sich ausleben; der Bräutigam kann warten: vielleicht lehrt sie eines Tages zurück. Der Fuchsfänger aber hat es anders im Sinn; ihn juckt's in allen Fingern nach seinem blonden Schatz. Und als eine Tante, die sich doch darauf verstehen muß, ihm zuraunt, solche Grillen kämen den Bräuten nur, wenn die Hochzeit zu lange hinausgeschoben werde, macht er kurzen Prozeß, bricht in des Mädchels Kammer und schändet das Jungfernbett. So, meint er, ist die Trude für immer an ihn gefettet. Die Trude aber kann den Ekel, der sie in dieser Schredensnacht übertrug, nicht verwinden, ihr schimpfirtes Leben nicht weiterschleppen. Die Schraulle, selbst über sich verfügen zu wollen, ist ihr geliebet. Sie geht hin und erkennt sich. So hat es früher mal Eine aus der Familie gemacht.

Das ist der Inhalt des dreiaktigen Schauspiels „Winterschlaf“, das schon vor ein paar Jahren in Berlin aufgeführt wurde und dem jetzt, da der Verfasser, Herr Max Dreyer, durch den „Probekandidaten“ in die Mode gekommen ist, die Gnadensporte des Deutschen Theaters sich aufgethan hat. Es ist ein Typenstück. Der knorrige Förster, die hämische, scharf blickende Tante, das blasse Jungfräulein mit dem unklaren Sehnen nach Bethätigung, der Salonsozialist mit der ganzmodernen Weltanschauung, der rohsinnliche Waldmensch: es sind jedem Theaterbesucher alte Bekannte. Als er sie berühmten und berühmigten Mustern sauber nachbildete, glaubte Herr Dreyer noch an die große Bühnenreformation, von der damals geredet wurde. Ohne ein

„Milieu“ und ein Bißchen Paarung wurde um die Mitte der neunziger Jahre kein Dramatiker für voll angesehen. Der behende Herr Dreyer hat sich den Irrglauben rasch abgewöhnt, er hält sich jetzt an die bewährten Theaterrezepte und es war lieblos, daß man sein Probekandidatenstück aus den Naturalistentagen noch einmal ans Rampenlicht zog. Bauernfelds Plaudereien hätten frischer gewirkt. Das Milieu mag hingehen; es war nicht zu verfehlen. Welchen Zweck aber hat die umständliche Schilderung einer engen Welt, die am Ende das Werden und Handeln der vorgeführten Menschen doch nicht bestimmt? Wozu uns von Försterphilisterei und Frauenemanzipation unterhalten, wenn schließlich Alles auf eine vielschichtige Roheit hinausläuft, die weder mit der Waldeinsamkeit noch mit der Frauenfrage das Geringste zu schaffen hat? Für die arme Trude ist ein Unglück, daß ihr Bräutigam den Messergernechtsinn hat, der dazu gehört, einem wehrlos widerstrebenden Mädchen die Jungfräulichkeit zu rauben. Doch darum ein langes Gerede von alter und neuer Weltanschauung? Der Forstgehilfe wäre ein Vieh, auch wenn es nie einen Schneesturm und einen wanderlustigen Schriftsteller mit sozialistischer Inbrunst gegeben hätte. Dem traurigen Spiel fehlt jede logische Entwicklung, Charaktere und Handlung sind mit groben Stichen zusammengeheftet, nicht durch innere Nothwendigkeit einander verbunden, und so ist, statt der Bürgertragedie von dem nach Freiheit lechzenden Mädchen, das im lustlosen Käfig erstickt, ein schwaches Melodrama entstanden, dem man außer zwei, drei derben Wisworten nichts Erfreuliches nachsagen kann. . . . Aber ist es nicht ungerecht, Herrn Dreyer heute noch seine Studentenschuld anzukreiden? Er hat selbst längst eingesehen, daß er nicht geschaffen ward, um in die dunkelsten Tiefen der Menschenthierheit hinabzuleuchten. Sein Ehrgeiz ist jetzt wohl befriedigt, wenn er eine durch die Gemeinsamkeit des Klassenempfindens verbundene Menge zwei Stunden lang anständig erheitern kann, und wir dürfen lustige Schwänke von ihm hoffen.

Die können wir brauchen. Denn mit den Franzosen geht es nicht mehr. Es ging lange genug. Nun aber sind alle Ehebruchsmöglichkeiten, alle surprises du divorce, alle erdenklichen Requisitencherze verbraucht, und was jetzt geleistet wird, ist so sehr von dem besonderen Geist des parisianisme durchtränkt, daß es dem Gaumen der Berliner nicht munden kann. Das wittern die Uebersetzer; deshalb treiben sie den Geist heraus und serviren dann die übrig gebliebenen Botten. Und dieses spekulative Treiben scheint nicht nur den frommen Tugendwächtern des Reichstages ekelhaft. Da wird im Residenz-Theater seit Monaten ein Vaudeville des Herrn Georges Feydeau gespielt. Der Titel heißt auf dem deutschen Theaterzettel: „Die Dame von Maxim,“ die Hauptperson M^{lle}me Crevette. Es ist ein mittelmäßiges Exemplar seiner lustigen Gattung. In Paris gefiel die Satire, die stadtbekannte Verhältnisse und Vorgänge mit gallischer Frechheit verzerrte. In Berlin ist die Satire vollkommen unverständlich. Dem Berliner wird die

folgende Geschichte vorgemimt: Ein verheiratheter Arzt von Ruf bringt in der Trunkenheit aus einer Nachtkneipe ein Frauenzimmer in das gemeinsam mit seiner ältlichen Ehehälfte bewohnte Haus. Um den Argwohn der legitimen Frau zu beseitigen, wird die andere als ein Engel verummunt, der weissagt und Wunder verheißt. Der Onkel des Arztes, ein hochadeliger General, findet im Bett des Neffen die hübsche Hetäre, hält sie, trotzdem sie wie eine Kasernenwäscherin spricht und im Hemd mit ihm schläfert, für seine ehrsame Nichte und bittet sie, mit ihrem Mann, dem Doktor, auf seinem Schloß in der Touraine der Hochzeit seiner Tochter beizuwohnen. Die Einladung wird angenommen. Im Schloß ist der Landadel und die hohe Beamtenerschaft der Umgegend versammelt. Die auffallend gekleidete, mit Brillanten überladene Dame, die Frau Doktor Petypon genannt wird, singt ruppige Lieder, nimmt fremde Herren auf den Schoß und hat die Gewohnheit, mit dem in dünne Spitzen gehüllten Wein über die höchsten Stuhllehnen hinzufegen und dabei lachend zu rufen: „Blech! Er hat mich ja nicht gemacht!“ Von diesem merkwürdigen Benehmen ist der Wirth, sind sämtliche Gäste entzückt; die jungen Mädchen eifern dem Muster der Möbelturnerin nach und der Unterpräfekt empfiehlt sie seiner Frau als Vorbild. Und als später, erst in Paris, der General erfährt, wer die Brautführerin seiner Tochter war, findet er die Geschichte ganz famos und beschließt, mit dem Licht des Nachtkneipensternes künftig seine Greifennächte zu erhellen . . . Sie halten mich für verrückt, lieber Leser in der Provinz, oder denken, es sei doch unverschämmt, so das Blau vom Himmel zu lägen? Sie sind ungerecht. Was ich Ihnen erzählt habe, wird seit Monaten den Besuchern des Residenz-Theaters vorgemimt; und das Publikum, das jedes zotige Wort bewiebert, stellt sich, als sei es in den von Feydeau satirisch geschilderten Verhältnissen, die ihm doch so fremd sind wie die Bräuche der Samoaner, aufgewachsen und als seien ihm die Namen Maxim und Nôme Cervette seit Jahrzehnten bekannt.

In Paris wurde die Posse in den Nouveautés aufgeführt, einem kleinen Boulevardtheater, das ungefähr den Rang unseres Thalia-Theaters einnimmt. Man sah hübsche Mädchen auf der Bühne, die Komiker Germain und Tarride und das ausgelassene Fräulein Cassive spielten, ohne je allzu deutlich zu werden, den Spaß in einem Teufelsgalopp tempo herunter und die Hörerschaft fühlte sich heimisch, in ihrem Paris. Sie wußte, was sie sich unter dem Namen Maxim vorzustellen habe. Ein Luxusrestaurant in der Rue Royale. Da beginnt, wenn es im Café de Paris, bei Larue und im Café Americain schon leer wird, erst das wüßte orgiastische Leben. Da kann man sehen, wie die geschminkten Damen mit den Riesenerlen auf dem Zeigefinger plötzlich die prachtvollen Pelze abwerfen und Cancan zu tanzen anfangen. Da werden die weiblichen Stammgäste mit ihren Spitznamen angeredet und eine Tänzerin heißt, weil sie sich stets als ersten Gang Trab-

ben bestellt, Môme Crévette, Krabbentante. Und die selben Leute erinnern sich auch der Zeit, wo Alles in die Wohnung eines hysterischen Mädchens lief, das behauptete, den Erzengel leidhaftig zu schauen und seine Weissagung zu hören. Die stärkste Wirkung aber übte die Sittensatire. Ihr Pariser, sagte Herr Feydeau zu seinem Publikum, führt ein tolles Leben. Ihr tugendhaften Damen sucht in Aussehen und Benehmen den Frauenzimmern ähnlich zu sein, deren Aufwand Eure Ehemänner bezahlen. Ihr erörtert geschlechtliche Dinge mit der äußersten Offenheit und Duldsamkeit und lest einander beim Frühstück aus dem Figaro vor, welche Summen die Diers in Monte Carlo von einem Milliardär für ihre Gefälligkeit bekommen hat. Und wenn Ihr Euch wie Narren, Zuhälter und Dixnen geberdet, dann finden die vom Irrelichtganz der fernern Hauptstadt geblendeten Provinzialen Euch neidenswerth ohio und bemühen sich, Eure Kulturhöhe zu erklettern . . . Diese bittere Wahrheit schmeckte der Skepsis. Es war auch zu amüsant. Der Landadel der Touraine, dessen jungfräuliche Töchter sich sink den Text einer chanson rosse ins Stammbuch schreiben und dessen würdigste Vertreter ehrfurchtvoll die neueste pariserische Salonmode bestaunen, wenn Môme Crévette das Bein in die Luft wirft und sichert: Et allez donc! C'est pas mon père! Die Pariser lachten und nickten einander zu: Ja, so weit sind wir nun glücklich gekommen!

Und die Berliner? Sind Sie nicht noch lächerlicher als die Hochzeitgäste des Generals, die doch wenigstens einen nationalen, ihrem Wesen verwandten Unfug bewundern? Die Berliner sehen ein großes Possenspiel, dessen wahnwitzige Uebertreibung ihnen höchstens für die Cirkusmanege geeignet scheinen sollte. Sie wissen nichts von Maxim, vom Erzengel Gabriel, von französischen Duellbräuchen; sie müßten entsetzt Mund und Nase aufsperrten, wenn sie hören, wie ein geachteter Arzt mit der Krabbentante die Frage erörtert, ob eine Lustspenderin ein höheres Honorar zu fordern habe als ein zur Konsultation gerufener Doktor. Ihnen bleibt nichts als eine Häufung uralter Mißverständnisse und Verwechslungen, deren Komik nach Biffons Regeln der Bühnenmathematik errechnet ist und die sofort beseitigt wären, wenn einer der Spieler nur ein einziges Mal so spräche, wie er als halbwegs verständiger Mensch sprechen müßte und würde. Und sie lachen und laufen in Schaaren hin, weil der Wunsch, Zoten zu hören, stärker ist als alle Bedenken. So gehts wirklich nicht weiter. Wir machen uns durch diese Kefferei lächerlich und verächtlich . . . Aber die Dame von Maxim wird wahrscheinlich noch Frühling, Sommer und Herbst in Berlin überleben.

